

74. OPEN OHRE FESTIVAL

Pessimistischer
Optimismus
von KARL VALENTIN

LANG So so, Sie sind Pessimist?
VALENTIN Und Sie? – Optimist!
LANG Ja.
VALENTIN Sie sehn also alles rosig.
LANG Jawohl – alles!
VALENTIN Die Rosen auch?

LANG Na – die werden Sie doch auch rosig sehen!
VALENTIN Die schon – aber das ist auch das einzige, was ich rosig sehe!
LANG Wie sehen Sie denn die Welt?

VALENTIN Nur unrosig! – Wenn es auch in einem alten Lied heißt: Ja, die Welt ist schön...

LANG Warum? – Finden Sie die Welt nicht schön?

VALENTIN Nein! – Was soll denn da schön sein? – Das Unschöne geht doch schon mit der Geburt an. – Oder ist vielleicht die Geburt etwas Schönes? Fragen Sie mal darüber eine Hebamme oder einen Geburtshelfer.

LANG Na gut – schön ist das nicht, aber – es ist halt mal so.

VALENTIN Ja, das Es ist halt mal so – ist ja schon nicht schön! Schön wäre nach meiner Ansicht, wenn es nicht so wäre.

LANG Na – wenn es nicht so wäre, dann wären Sie ja nicht auf der Welt.

VALENTIN Ja, das wäre doch schön!

LANG Wenn aber alle so denken würden wie Sie, dann wäre doch niemand auf der Welt.

VALENTIN Ich sage Ihnen doch – dann wäre es doch schön.

LANG Für wen?

VALENTIN Für die Menschen, welche nicht auf der Welt sein müßten!

LANG Menschen, die noch nicht auf der Welt waren, können doch nicht unterscheiden, ob es auf der Welt schön ist oder nicht.

VALENTIN Das ist doch das Schöne, daß diese Menschen noch nicht auf der Welt waren.

LANG Wie meinen Sie das?

LANG Gewiß! – VALENTIN Ein Beispiel: Haben Sie schon etwas gehört vom Dreißigjährigen Krieg?

VALENTIN Was haben die Menschen, die zu dieser Zeit gelebt haben, alles mitgemacht! Können Sie sich das vorstellen?

LANG Ja, diese Menschen haben Furchtbares erlebt! Alle Schrecken des Krieges – dazu noch Hungersnot und Pestilenzen.

VALENTIN Na also – hätten Sie zu dieser Zeit auf der Welt sein wollen?

LANG Nein! Gewiß nicht!

VALENTIN Sehen Sie – war das nicht schön, daß Sie zu dieser Zeit nicht gelebt haben?

LANG Stimmt!

VALENTIN Also, daraus ersuchen Sie doch, daß es für einen Menschen schön sein kann, selbst wenn er noch nicht gelebt hat – und genauso schön ist es für den Menschen, wenn er nach seinem Erdendasein nicht mehr lebt.

LANG Ja – aber das Leben selbst haben Sie ja ganz übersprungen in Ihrer philosophischen Schilderung.

VALENTIN Einen Moment! Es gibt allerlei Leben – es gibt z. B. ein kurzes Leben – ein Kind wird geboren und nach einer Stunde schon stirbt es. War das ein schönes Leben?

LANG Nein! Aber es gibt doch auch ein langes Leben – es gibt doch Menschen, die über 100 Jahre lang leben. Und noch wünschen, länger zu leben.

VALENTIN Gewiß, solche Fälle gibt es, aber was hat so ein alter Mensch noch von seinem Leben, insofern man dieses noch leben nennen kann; völlig verkalkt, schon fast versteinert liegt er da – eine halbe Mumie könnte man sagen – zu nichts mehr fähig als zum Sterben.

LANG Zu nichts mehr fähig, sagen Sie? Lesen Sie die Bibel – Abraham wurde 700 Jahre alt und hatte 500 Kinder.

VALENTIN Na, na, na – Sie übertreiben – 400 Kinder soll er nur gehabt haben.

MATERIALIEN

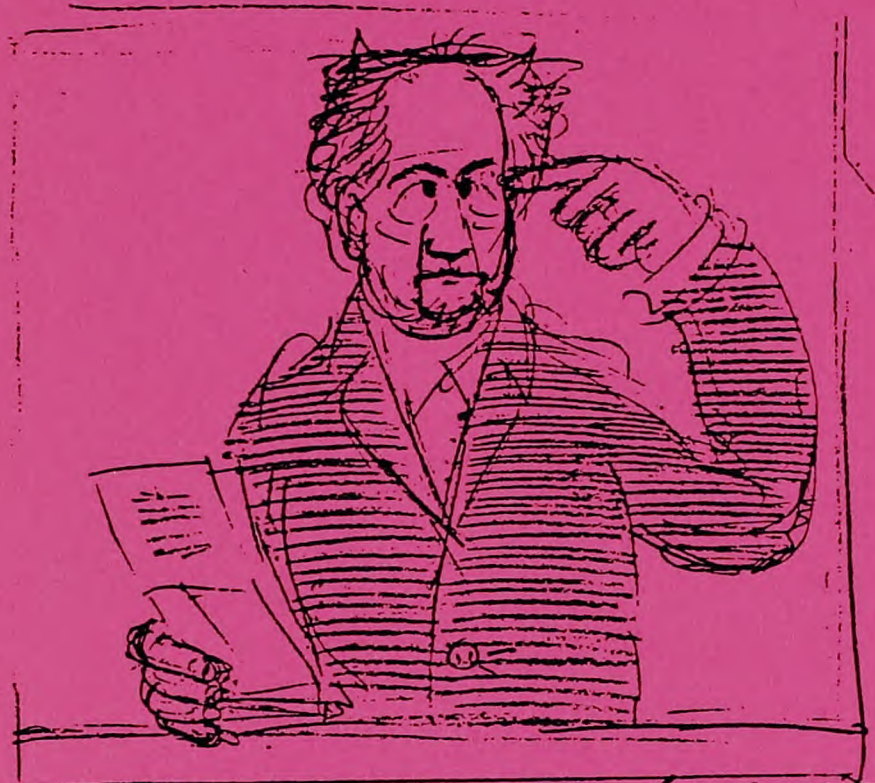
ZUM

FESTIVAL

THEMA

Not
aus
gabe

Wer was liest
Von Robert Gernhardt



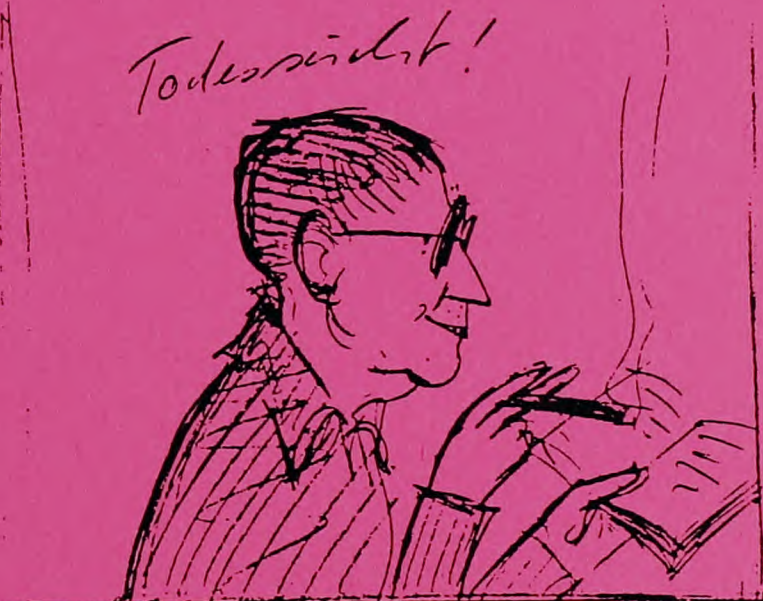
Goethe liest Hölderlin



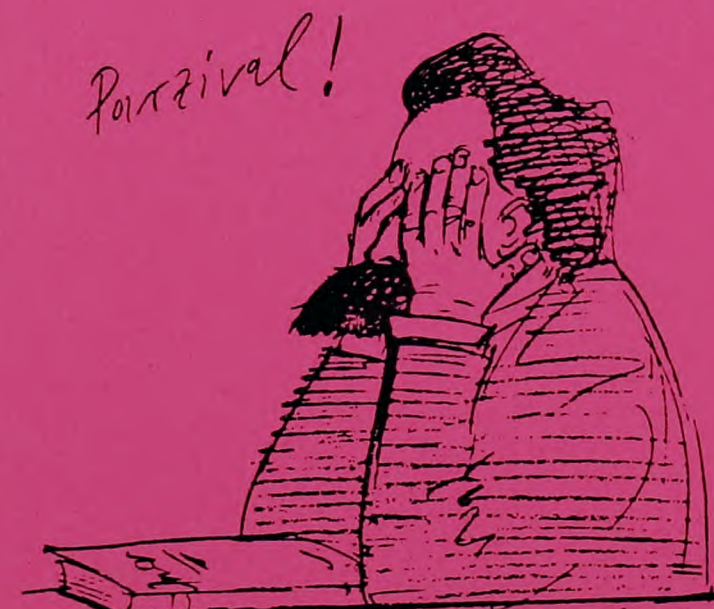
Goethe liest Nietzsche



Der Teufel liest Faust II



Bertolt Brecht liest Gottfried Benn



Nietzsche liest Richard Wagner



Gottfried Benn liest Bertolt Brecht

Die preußische Korrektheit oder: Bananen wachsen bei uns nicht

Bleibt diese Genfer Badewanne nun das gestanzte Symbolbild unserer Selbstreinigung? Unser neues Seelenbild im Briefmarkenformat? Seht, da liegt er, der alles in den Schmutz gezogen hatte, was uns anderen so heilig, so unantastbar war? War es nun genug? Ist es nun gut?

Sind wir korrupter als andere Völker, oder sauberer?

Im Vergleich sehen wir nicht schlechter aus. Das Ausland hat die Barschel-Affäre mit Zweifel und eher schmunzelnd zur Kenntnis genommen. Auch das Theatralische, das Inszenierte an der Sache scheint keine deutsche Besonderheit. Tote Politiker, Mord und Selbstmord in Frankreich oder Italien – immer scheint die Nähe zum Film, zum Regisseur offenkundig. Wir werden uns also ohne Vergleiche mit dieser Sache befassen müssen.

Sind wir preußisch korrekt?

Blick zurück. Wir Deutschen des 20. Jahrhunderts tragen gegen all unsere Katastrophen ein Bild von beamtlich preußischer Korrektheit in unseren Köpfen, mit dem wir glauben, uns schützen zu können gegen den Sumpf. Da ist die Insel der preußischen Korrektheit, auf der das Beamtentum fest angesiedelt ist, auch die feinen Blätter, die berühmten Journalisten, die ehrbaren Kaufleute, die Anständigen, die da in den Talkshows zur neuen deutschen Elite herangeformt werden.

Irgendwie darf dieser preußische Beamte natürlich – wir sind ja weltläufig – auch mal die Augen zudrücken; aber das Preußentum macht uns keiner nach. Das mag ja stimmen, ich bin kein Preußenexperte.

Von diesem Korrektheitswahn lebt auch immer noch das Nachdenken über den Nazistaat. Bei allem, was Unrecht war: »Korrekt waren sie, bis zum Zählen der Brillen in Auschwitz.«

Wie falsch! Die Nazimacht organisierte die rascheste und gelungenste Massenprivatisierung des Staates, die die moderne Geschichte kennt. Der preußische Staat und die Länder der Weimarer Republik sind nicht von den Nazis übernommen, sondern sind von den Nazis geraubt und privatisiert worden unter massiver Mithilfe des Beamtenstandes. Die Preußisch-Korrekten hatten massenweise akzeptiert, daß der Staat unter das private Wappen einer kriminellen Vereinigung geraten konnte: ein verhaktes Kreuz. Die Mischung von privatem Gangstertum und staatlichen Insignien machte die Faszination der Nazierrschaft aus.

Das Nazireich war weit mehr Bananenrepublik als jene Staaten, in denen Bananen wachsen: Vermögensraub, Erpressung durch private Firmenchefs, die ihre Konkurrenz um Milliardenwerte erleichterten und sie den Gewaltschergen überließen: Die Geschichte dieses größten Raubzugs der Moderne, die Geschichte der »Arisierung« ist noch nicht geschrieben. Der Nazi-staat erlaubte Verhältnisse der äußersten Korruption.

Nach 1945 mußte jeder sehen, wo er blieb. Wir brauchten endlich jenen Schuß Bauernschläue, den wir stets der Levante, den Franzosen oder Tschechen angedichtet haben. Adenauer war vielleicht ein genialer Gründungspolitiker, Schläue kennzeichnete ihn mehr als das Bild von der teutonischen Rechtschaffenheit, die sich eher ins Unglück brächte als Prinzipien zu verletzen. Die Entnazifizierungsgroteske tat ihr übriges, den Vorsprung der Schläuen vor den Rechtschaffenen zu sichern. »Nur nicht erwischen lassen« ist doch eher das kulturelle Fundament, auf dem unser Staat aufgebaut wurde, als die preußischen Tugenden.

Der Mißbrauch der Legalität gegen den Geist der Demokratie

»Nur nicht erwischen lassen«, das heißt auch: der zynische Mißbrauch der perfekt abgesicherten Legalität gegen die demokratische Legitimität. Beispiel aus dem Jahre 1976: Als Bauern in Brokdorf gegen das Kernkraftwerk protestieren, erlauben sie

von
FREIMUT DÜVE

jungen Demonstranten, Zelte auf ihren Wiesen aufzustellen. Die Polizei gab die Anweisung, die Zelte sofort wieder abzubauen, da im Landschaftsschutzgebiet der Wilster Marsch »Zelten« auch auf Privatgrund ohne Sondergenehmigung nicht erlaubt sei. Schlau argumentiert. 300 Meter weiter türmten sich die Befestigungen für das geplante Kernkraftwerk. Dort hatte man eine Ausnahmegenehmigung bekommen. Schlau, rechtsstaatlich einwandfrei, legalistisch. Dieser zynische Mißbrauch des Rechtsstaates gegen das Rechtschaffenheitsgefühl der Bürger ist eine der tieferen Quellen für den allgemeinen Sumpf. Was legalistisch abgesichert ist, kann ebenso den Geist der Demokratie und die Zustimmung zu unserem Verfassungsstaat beschädigen, ja zerstören, wie der Rechts- oder Verfassungsbruch selbst.

Noch hat die Barschel-Affäre wenig bereinigt. Der Berliner Innensenator ediert im Februar 1988 einen Verfassungsschutzbericht so, daß daraus eine ganz offenkundig auf den Wahlkampf im Jahre 1989 zielende Kampfschrift gegen die Opposition wird und eine Westenwäsche für die eigenen Christdemokraten. Die Hälfte des Berichts befaßt sich mit Näherungsversuchen der Westberliner SED. Schlau und plump, aber schon wieder auf Kieler Rutschgelände.

Scheinheilig und scheinbar blauäugig verteidigt der Innenminister von Hannover, zugleich Chef der regierenden Christdemokratischen Partei, das Anwerben von Journalisten für Zuträgerarbeit für den Verfassungsschutz. Was den Geist unserer Verfassung angeht, ein klarer Fall von Verfassungsbruch. Perversion der Lehren aus Weimar: Verfassungsschutzämter verkommen zu halb privaten Schlaumeierclubs.

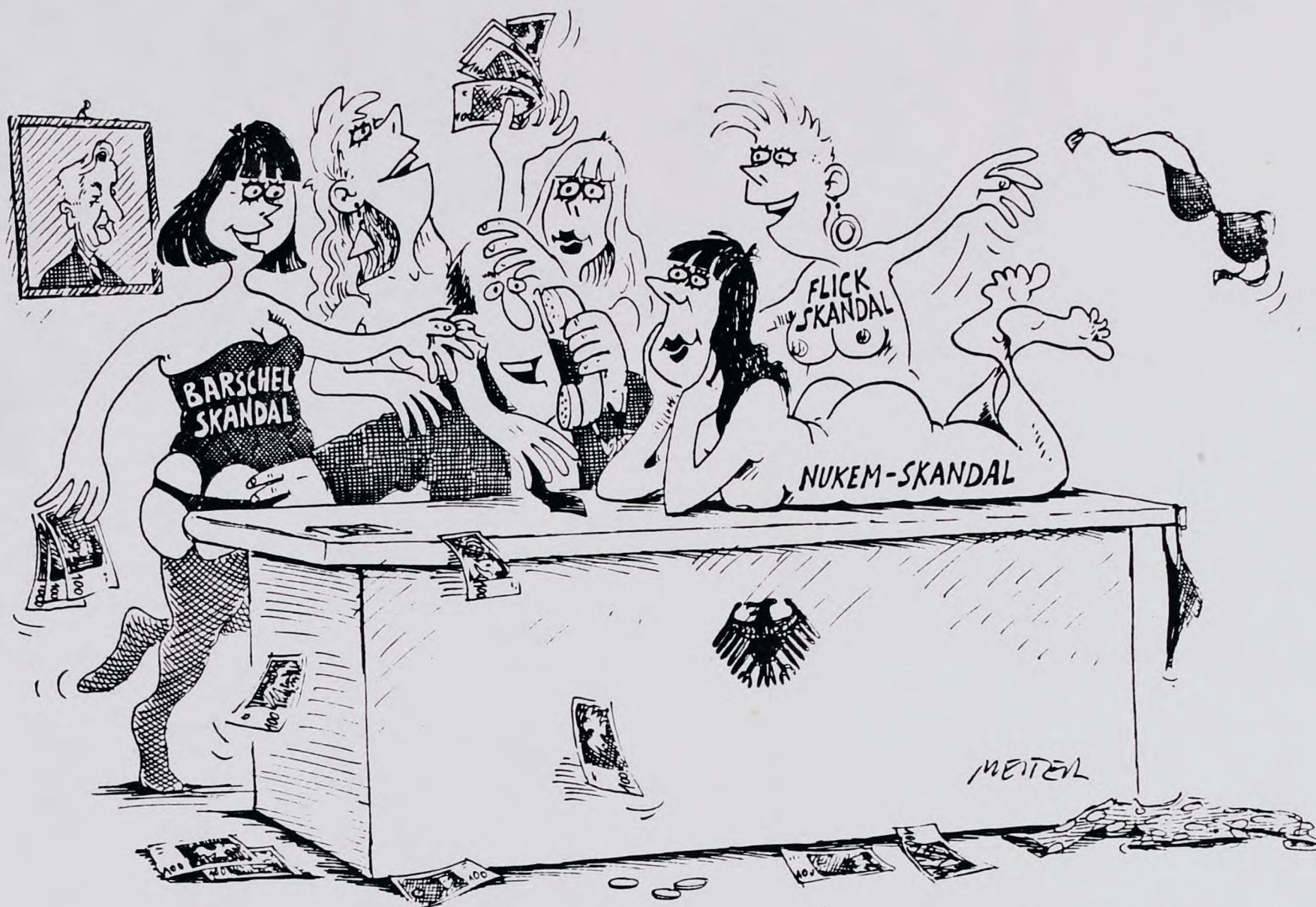
Natürlich war, Jahre zuvor, den Hamburger Sozialdemokraten legal erschienen, was sie als Senatserlaß gegen die Einstellung von Kommunisten in den öffentlichen Dienst formuliert hatten. Leichtfertig haben sie damit eine Jahre andauernde innenpolitische Diskussion um Legalität und Legitimität ausgelöst. Kann den Geist der Demokratie beschädigen, wer buchstabengetreu nach Gesetzen und Verfassung zu formulieren meint? Diese

Frage gar nicht erst stellen, scheint mir der tiefere Grund für den Erfolg der Schlauberger-Republik.

Der staatliche sanktionierte Antikommunismus wurde zum Deckmantel für tausendfältige Verwischungen und Untermischungen von Staat und Privat. Bürger mußten ernsthaft befürchten, daß behördliche Informationen über sie auch privaten Arbeitgebern – unter der Hand – zur Kenntnis gelangten. Mit dem Abschirm-Argument »sicherheitsrelevante Betriebe« durchbrachen Mitarbeiter staatlicher Stellen die Schranke ihrer Schutzpflicht gegen die Bürger. Vielleicht in nur wenigen Fällen, aber sie genügten, um die Maßstäbe auf beiden Seiten zu beschädigen, nach denen allein der Staat handeln darf und nach denen die Bürger den Staat beurteilen müssen.

Insofern sind die Flick-Affäre wie die Barschel-Affäre Symptome einer tief sitzenden Deformation des Demokratieverständnisses. Wie Barschel seine Kampagne – halb Staats-, halb Parteimann – gemeinsam mit einem Unternehmer organisierte, zeigt: Ein Bewußtsein von den notwendigen Trennwänden zwischen Staat und Wirtschaft, zwischen Amt und Partei war auch nicht in Spurenelementen vorhanden. Damit werden die Mehrheit der Bediensteten des Staates, die Mehrheit der ehrenamtlichen Mitglieder demokratischer Parteien und die Mehrheit der Politiker mit in den Sumpf gezerrt. Das idealistische Demokratieverständnis kippt um in Hohn, Spott und Desinteresse.

So ist der Staat und sind seine Beamten weit besser als ihr Ruf. Der Schaden, den die legalistischen Schlaumeier anrichten, trifft die Menschen am meisten, die im und für den Staat arbeiten.



» Es wird heute etwas später, Schatz! Ich muß noch die Rede über Moral und Vertrauen in der Politik fertig schreiben!«

Politikerverdrossenheit

»Die moralische Substanz der deutschen Nation konnte durch die zwölf Jahre Nazigewaltherrschaft in ihrem Kern (nicht) zerstört werden« (Franz Josef Strauß). Und weiter: »Dieser Sonderweg war gekennzeichnet durch den zynischen Abfall der offiziellen Politik vom christlichen Sittengesetz unter Hitler.« Das politische Skandal-Jogging des Franz Josef Strauß hat die Geschichte der Bundesrepublik begleitet. Er hat wie kein zweiter das Bild des Politikers der Bundesrepublik Deutschland geprägt.

Nach »Barschel« hört jeder von uns, die wir in Parlamenten sitzen, die öffentliche Herabsetzung: Ihr »Politiker!«. Ich bin überzeugt, daß jenes sumpfige Biotop, das Tausende zu genialen und halblegalen Steuerhinterziehern macht, die übergroße Mehrheit der Politiker weniger erreicht als andere Bereiche. Denn ihnen sitzen im Nacken ein Zeitschriftentyp und eine Journalistenneugier, wie sie sich so souverän in anderen Industriestaaten kaum entwickelt haben. »Time« und »Newsweek« gehen den Washingtoner Feuchtgebieten nicht immer so spürsinnig nach wie Redakteure des »Spiegel« oder des »Stern«.

Die fürchterlichste Wirkung all der Affären, von Flick bis Barschel, von Neue Heimat bis Transnuklear, liegt jedoch woanders: Die Bürger wenden sich von »den Politikern« ab. Es gibt häufig keine Parteien mehr, sondern nur noch »Politiker«. Programatische Unterschiede, Differenzierungen, unterschiedliche Geschichte und unterschiedliche Interessenvertretung, alles wird eingerührt in den allgemeinen Brei der Politikverdrossenheit.

Die schleswig-holsteinischen Sozialdemokraten und die christdemokratischen Mitglieder des Untersuchungsausschusses haben die Barschel-Affäre für die ganze Republik untersucht, und sie haben mit ihrer Arbeit einen ersten wichtigen Damm gebaut gegen diese Politikerverdrossenheit.

Es bleibt Schwerstarbeit.

1968 UND HEUTE

VON
WIELAND ELFFERDING

WEISS

DIE LINKE NICHT WOHN MIT IHREN KÄFTEN?

Ist die Linke heute schwach?

Vielen scheint, daß dem so sei. Das macht die Offensive der Rechten auf allen Gebieten. Haben sich die Streikbedingungen der Gewerkschaften etwa nicht verschlechtert? Wird die Linke nicht ausgehöhlt durch den von rechts forcierten Umbau der Kapitalbranchen? Gibt es etwa keine Tendenz zum „Sicherheitsstaat“? Stimmt es denn nicht, daß ein Klassenkrieg gegen die Intelligenzija geführt wird und daß es zum Beispiel praktisch aussichtslos geworden ist, als Linker an den Hochschulen Arbeit zu suchen? Und es ist doch auch wahr, daß die Rechte geistig nachgerüstet hat und die Linke auf intelligente Weise arg bedrängt.

Dennoch scheint mir ein Großteil des andauernden Lamentos über die Schwäche der Linken falsch. Das ergibt sich schon, wenn ich die Kräfte zähle. Die Wahlstatistik sagt: Ein rechter und ein linker Block (zu dem vorläufig die Grünen, solange sie es sich nicht anders überlegen, getrost hinzugezählt werden können) stehen sich *cum grano salis* im Verhältnis eins zu eins gegenüber. Geringe Schwankungen bestimmen die Wahlausgänge. Noch haben die Rechten die strukturelle Mehrheit nicht, über die Thatcher verfügt und von der Strauß träumt.

Für viele Linke von 1968 lieferte die große Koalition den Beweis dafür, daß das bundesdeutsche Parteiensystem durch ein Kartell der etablierten Parteien für Neuerungen verschlossen ist. Die oppositionellen Bewegungen machten dann aber auch die Erfahrung, daß sie — nicht nur am Wahltag — an die Alternativen des parlamentarischen Systems gekettet bleiben, wie sehr sie sich auch jenseits des Parlamentarismus fühlen mochten.

Durch die grünalternativen Parteien eröffnete sich zum erstenmal in der Geschichte der Bundesrepublik die Möglichkeit, den Kräften gesellschaftlicher Veränderung einen Türspalt im Parlament zu öffnen und dadurch dessen Dämpfungswirkung auf die Bewegungen zu schwächen.

Viele mögen skeptisch geworden sein, ob die Grünen diese Chance richtig nutzen. Sie werden eher Beweise aus der kultargesellschaftlichen Linken akzeptieren. Aber gerade hier sind die Kräfte der Veränderung stärker geworden.

Das Denken der neuen Linken bewegt sich überwiegend auf einem abstrakten Niveau. Das gilt übrigens für die Ansätze im Gefolge der Kritischen Theorie nicht weniger als für die neu einsetzende Rezeption des Marxismus. Da so viel Kraft nötig war, gegen die „Normativität des Faktischen“ und gegen die Scheinkonkretionen der etablierten Wissenschaft neue Denkansätze zu verbreiten, ging dies meist nur um den Preis, sich von der gesellschaftlichen Wirklichkeit ein gutes Stück weit zu entfernen. Bald wurde die bis zum Überdruß geforderte „Realanalyse“ zur landläufigen Parole. Die ersten Versuche, die Forderung einzulösen, erschöpften sich gemeinhin darin, das jüngste Ergebnis von Tarifverhandlungen als notwendige Konsequenz aus dem allgemeinen Kapitalbegriff abzuleiten.

Wie unvergleichlich viel reicher ist linkes und alternatives Denken heute! Aus der gebetsmühlenartig wiederholten Feststellung des „allgemeinen Verblendungszusammenhangs“ ist eine große Theorieformation in

Philosophie, Sprachtheorie, Theorie des Rechts, der Moral und der Religion geworden; der Marxismus hat sich, nach der überwiegend rezeptiven Phase bis etwa 1973, in verschiedene Forschungs- und Wissenszweige aufgefächert, vor allem in den Bereichen Ökonomie, Soziologie, Klassentheorie, Geschichte, Psychologie, Theorie der Ideologie und der Politik, Literaturtheorie und Diskurstheorie. Es gibt die Chance, daß Theoriestreits den Geruch akademischen Punktezahlens verlieren und daß ihnen anzusehen ist, was politisch und kulturell von ihrer Entscheidung abhängt.

Neue Denkströmungen sind hinzugekommen, besonders die Ökologie und der Feminismus. Alle Denkrichtungen der Linken haben inzwischen ihre Geschichte.

In den 70er und 80er Jahren sind die Leute von '68 in fast alle gesellschaftlichen Bereiche ausgeschwärmt und haben sich teils mit den neuen Protestbewegungen verbünden können. Gewiß, es gibt Rückschläge auf den Gebieten, wo die neue Linke zu Hause war: die Universität und die Schule. Dafür gibt es die „Kirche von unten“, Alternativbetriebe, linke Teamer und Redakteure von Gewerkschaftszeitungen, Geschichtswerkstätten, Frauenhäuser und Frauenzentren, kommunale Kulturzentren, eine linksalternative Tageszeitung, Stadtteilzeitungen, Krisentelefone, Bürger beobachten die Polizei, Volkszählungsboykottinitiativen, ökologischer Landbau, Ökowerke, alternative Schulungsstätten, alternative Sportvereine und so weiter und so weiter. Kurzum — es gibt den „Sickereffekt“, der die neue Linke über fast zwei Jahrzehnte aus dem Getto heraus und in neue gesellschaftliche Bereiche, Aufgaben und — Risi-

ken geführt hat.

Offenbar liegen zwei sich ausschließende Sichtweisen auf diese Entwicklung im Streit: Die einen sehen die Ausbreitung radikaler Opposition, die anderen sehen deren Zerstreuung und Integration.

Und, was viel mehr zählt, die Infiltration des gesamten intellektuellen Lebens durch radikale Ansätze ist gegenüber 1968 um mehrere hundert Prozent gewachsen. Damals war die „Regenbogenreihe“ von Suhrkamp der einzige, aber wirklich der einzige Absaugkanal für linkes Denken in die bürgerliche Welt hinein. Inzwischen sind die Wellen des intellektuellen und kulturellen Erdbebens mehrere Male durch die politisch-tektonischen Schichten der Gesellschaft hindurchgegangen.

Gegenüber '68 hat sich die Fähigkeit, in gesellschaftliche Prozesse treffsicher einzugreifen, enorm erhöht. Damit aber ist auch die Angst vor Selbstauflösung und Identitätsverlust angewachsen. Viele haben in Wirklichkeit mehr Angst vor der eignen Courage als vor der Stärke des politischen Gegners. Die Kräfte sind gewachsen, in vielem wissen wir aber nicht, wohin damit. Das ist die paradoxe Lage, in die sich viele Projekte der Linken, der Grünen et cetera versetzt sehen. — Aber folgt nicht aus meinen Überlegungen, daß 1968 im Grunde heute nicht mehr aktuell ist, eben weil sich die politische Gesamtlage so nachhaltig geändert hat?

Was bedeutet das Jahr 1968?

Ich glaube ganz im Gegenteil, daß das Jahr 1968 eine sehr große aktuelle Bedeutung hat. Ohne derartige Revolten sind grundlegende gesellschaftliche Veränderungen völlig undenkbar. Revolten wie die von 1968 können Strukturveränderungen vorankündigen und vorbereiten. Sie bestehen zu einem guten Teil

darin, daß sich eine Gruppe von Intellektuellen (im Sinne Gramscis) aus den etablierten Loyalitäten und Institutionen herauslöst, in einen Gegensatz zu diesen gerät und eine besondere Kultur begründet. Ob es tatsächlich zu Veränderungen der politischen oder ökonomischen Strukturen kommt, hängt davon ab, ob sich die Revolte mit gesellschaftlichen Bewegungen außerhalb ihres anfänglichen Kreises trifft, und davon, wie das Parteiensystem auf die Revolte reagiert.

In unserem Land sind die Studenten, abgesehen von den zuerst überschätzten „Septemberstreiks“, allein geblieben, während der Mai '68 spontan von den Arbeitern durch Arbeitsniederlegungen gegen die Regierung De Gaulle unterstützt wurde. In beiden Ländern hat das Parteiensystem, auf unterschiedliche Weise, seine spaltende und dämpfende Wirkung auf die Revolte ausgeübt. In Frankreich spalteten die KPF und die PS die Bewegung. Die KP dämpfte die Revolte und förderte damit den Versuch der Sozialdemokraten und ihrer Gewerkschaften, sich aus der Revolte neues Blut zuzuführen. In dieser Parteiform, welche der Mai '68 in Frankreich angenommen hatte, starb er mehrere Tode — über das Scheitern des Volksfrontbündnisses, den Auszug der Kommunisten aus der Regierung Mitterand bis hin zum Zerfall der KPF.

In der Bundesrepublik ist es unter dem Einfluß der SPD dahin gekommen, daß über Jahre hinaus die Frage „Reform oder Revolution?“ zur Hauptfrage der Revolte wurde. Sie hat ihre Wirkung der Ablenkung und der Spaltung nicht verfehlt. Eine eigenständige Partei der neuen Linken ist, in Gestalt der Grünen, erst mit zehnjähriger Verspätung entstanden. Historische Veränderungen gelingen selten im ersten Anlauf. Sie bedürfen der wiederholenden Übung und vollziehen sich häufig kumulativ. Radikale Veränderungen lassen sich daher auch durch zeitliche Verzögerung und Entzerrung verschiedener und sozial wie kulturell voneinander getrennter Revolten verhindern, die erst durch ihre Überla-

gerung, also wenn sie zu einer Zeit zusammenkommen und sich gegenseitig verstärken, zu einem „Strukturbruch“ in der gesellschaftlichen Entwicklung führen könnten. Die Aufeinanderfolge, gegenseitige Ignoranz oder gar Behinderung oppositioneller Bewegungen in der Bundesrepublik der 70er und beginnenden 80er Jahre ließe sich als eine solche Entzerrung und Entschärfung von Revolten nach '68 deuten.

Gleichwohl wirkt '68 nach wie vor als eine Art Konserve radikaler Veränderungen. Was bedeutet es, daß die Hälfte der grünalternativen PolitikerInnen ihre Politisierung 1968 durchmachte? Ohne die Erfahrung der Jahre '68 bis '73 gäbe es keine grüne Bewegung, die sich, im Ansatz, quer zu den Gräben von damals verhält.

Die neue Linke, die 1968 ihren ersten Höhepunkt und den Beweis ihres internationalen Charakters erlebte, war in einigen ihrer Züge stärker auf massenhafte Wirkung angelegt als die Linke der beginnenden 70er Jahre. Das wird nur verdeckt durch die von der bürgerlichen Presse breitgetretenen Seiten des Bürgerschrecks und der sektiererischen Abkapselung. Wir brauchen nur daran zu denken, daß mit der „antiautoritären Erziehung“ ein Thema angeschlagen war, das bis in den hintersten Winkel des Landes wirkte, weil es die alltäglichen Konflikte in Familie und Schule traf und weil es eine Verbindung zwischen Alltagsmoral und „großer Politik“ (faschistische Vergangenheit und „CDU-Staat“) herstellte. Viele von uns haben damals nicht verstanden, daß der moralisch-politische Diskurs einer Ulrike Meinhof oder einer Gudrun Ensslin nicht nur unter dem Gesichtswinkel gehört werden kann, ob er die Gesellschaft so gut durchleuchtet wie es das „Kapital“ von Marx tat, sondern auch unter der Frage, wie weit er in die alltäglichen Denk- und Lebensweisen breiter Bevölkerungskreise einzugreifen fähig sein könnte.

Überhaupt scheint mir heute, daß die Linke von '68 in ihrer buntscheckigen Zusam-

Gegenüber 1968 hat sich die Fähigkeit, in gesellschaftliche Prozesse treffsicher einzugreifen, enorm erhöht. Damit ist aber auch die Angst vor Selbstauflösung und Identitätsverlust gewachsen. Viele haben in Wirklichkeit mehr Angst vor der eigenen Courage als vor der Stärke des politischen Gegners. Die Kräfte sind gewachsen, in vielem wissen wir aber nicht, wohin damit.



Hermann L. Gremli

Lechts und Rinks

Was Lafontaine letztlich mit seiner Intervention gewollt hat, wird die Gewerkschaften nicht mehr in Ruhe lassen... Denn die Gewerkschaften sind zu Hemmnissen jeder Wirtschafts-, Sozial- und Lohnpolitik geworden, die versucht, die Bedingungen des Wirtschaftens und Arbeitens den Änderungen der Technik und neuen Wünschen der Menschen anzupassen. Die Grenzen der Machtansprüche wollte Lafontaine jetzt ziehen.

Wirtschaftsredakteur B. in der »FAZ«

Lafontaines Intervention setzt die ureigenste Klientel der Sozialdemokraten, die Gewerkschaften, unter einen programmatischen Modernisierungsdruck.

Gewerkschaftsredakteur K. in der »TAZ«

Nein, es ist garnicht lustig, immer nur recht zu bekommen. Noch die bittersten Prognosen verdanken sich doch dem Wunsch, das böse Ende, das sie vorhersagen, durch die Vorhersage abwenden zu helfen. Und was tun die verlorenen Söhne, deren Vaterschaftsprozeß man so lange gegen ihren Willen geführt hat? Stürmisch umarmen sie den gerührten Papa: Wir wollen sein ein einig Volk von Modernen...

Zurück bleiben Erinnerungen an den Ausflug, den sie vor zwanzig Jahren angetreten haben — in jene fremde Welt der Marx-Grundkurse, der Klassenanalyse, der internationalen Solidarität; später der anti-autoritär-spontaneistischen Tunix-Society; zuletzt der neuen sozialen Bewegungen. (Was ist eigentlich aus denen geworden? Vor fünf Jahren standen sie doch gerade vor der Eroberung aller Macht?) Nun aber beginnt der Ernst des Lebens: Vorbei das Klassenkampf-Spielen, das Theoretisieren, das kindische Einteilen der gesellschaftlichen Kräfte in rechte und linke — jetzt heißt es »Strukturen aufbrechen«, »Denkanstöße geben«, »Gruftis« von modernen Menschen scheiden. Demnächst skandieren der ehemalige antirevisionistische Vorsitzende der Jungsozialisten und der ehemalige Barrikadenkämpfer zusammen mit dem Bundesminister Bangemann vor dem HBV-Konzern: Kaufrausch ohne Pferdefuß/Nieder mit dem Ländschluß!

Woran das liegt? Es ist nicht zu sagen, ohne für meschugge gehalten zu werden: am Imperialismus. Irgendwann auf ihrem mittelfristigen Marsch um und in die Institutionen haben die Rebellen aller Art zu ahnen, zu spüren und (einige) auch zu begreifen begonnen, daß es sich in dieser Bundesrepublik — trohottz aalledem — ganz gut lebt, nämlich besser als anderswo, und daß dies irgendwas mit dem Erfolg der BRD-Wirtschaft auf dem Weltmarkt zu tun hat, mit den sogenannten Exportüberschüssen, durch die viel Geld ins Land kommt, das natürlich, bedauerlicherweise, anderen weggenommen werden muß. Vor der Frage: Freiheit der Völker von Ausbeutung oder billige Orangen auf dem Wochenmarkt ging die internationale Solidarität in die Binsen. Wer wollte wirklich die bunte Konsumwelt gegen einen Lebensstandard nach DDR-Maßstäben eintauschen? Na also.

Und so machte man sich daran, mit den vorhandenen Mitteln, nach deren Herkunft nicht mehr gefragt wurde, weil man die Antwort ahnte oder schon kannte, die im Miefstil der Vergangenheit gehaltene Inneneinrichtung der BRD mit allerlei modischen Konzepten und Entwürfen aufzumöbeln. Das Vielfach preisgekrönte Design hieß »politische Kultur«. Solange nämlich alte Nazis hohe und höchste Ämter besetzt hielten, der Präsident des Ganzen gar ein früherer SA-Mann war, gebot ein Schamrest, das Bekenntnis zu »unserem Staat« nicht allzu demonstrativ abzulegen. Auch das ging vorbei. Und als erst ein soigniert-evangelisch-nachdenklicher Ex-Manager der chemischen Industrie — aus der selben Partei zwar wie sein Vorgänger und für die selbe Klasse tätig, aber eben: wie — zum höchsten Repräsentanten gewählt war, da durfte man endlich ja sagen, sogar ein bißchen stolz sein auf diesen Staat, der nun — nehmt alles nur in allem und Blüm in Chile dazu — auf dem besten Weg war.

Bis auf diese häßliche Geschichte mit den Opfern, die das »moderne Deutschland« produziert und die nicht so leicht übersehbar sind wie die Hungernden und Kriechenden in Indien, Angola, Salvador...: zweieinhalb Millionen registrierte Arbeitslose, dazu noch einmal eine Million, die nicht mehr mitgezählt wird. Und die häßlichere Tatsache, daß unter der Herrschaft des Kapitals daran nichts zu ändern ist. Massenarbeitslosigkeit gehört zu dieser Gesellschaftsform wie die Folter zu Pinochet — es geht nicht ohne. Was Lafontaines Vorschlag, dem die geteilte Nation so ungeteilten Beifall spendet, bedeuten würde, mußte ausgerechnet Arbeitgeber-Präsident Murmann vorrechnen: Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich hieß Einkommenseinbußen, Kaufkraftverlust und Schwächung der Binnennachfrage. Mit der von Murmann nicht ausdrücklich genannten Folge: weitere Entlassungen. Die absurde Vorstellung, die Unternehmer ließen sich durch Lohnverzicht zu Neueinstellungen verpflichten, hielt Murmann nicht einmal der Gegenrede für wert.

Und doch freut sich der Arbeitgeber-Präsident, freuen sich Strauß und Geißler, Klose und Willi Hoss, Springer, Burda, Bertelsmann. Nicht über den Vorschlag, der

älter ist als die ältesten Enkel, sondern über den, der ihn jetzt aufgewärmt hat. »Ich predige das schon lange«, sagt zurecht Blüms Nürnberger Arbeitslosenzähler Franke, »aber wenn ein Sozialdemokrat sowas sagt, dann hat das natürlich eine ganz andere Wirkung.« Was mag das sein, das eine größere Wirkung hat, wenn es einer sagt, der nichts zu sagen hat, weil er weder in der Bundesregierung sitzt noch in der Verhandlungskommission von Gesamtmetall?

Lafontaine ist stellvertretender Vorsitzender der SPD, und dieser Partei gehören die meisten Funktionäre der Gewerkschaften an. Und jetzt, da die neuen sozialen Bewegungen sich verlaufen und die letzten Rebellen sich zum Mitmachen entschlossen haben, wird deutlicher als zuvor erkennbar, daß diese Gewerkschaften, seien sie noch so verkrustet, bürokratisiert, oft auch korrupt, die einzige nennenswerte gesellschaftliche Formation sind, die den Weg zum »modernen Deutschland«, zum urbanen, weltoffenen, schicken Musterstaat (des Imperialismus) noch blockiert, weil sie — eher ungewollt als gewollt — etwas organisiert und in seiner Identität erhält, was es in der modernen Gesellschaft nicht geben darf: die Arbeiterklasse. Daran etwas zu ändern, kann nur der Sozialdemokratie gelingen. Deshalb Straußens neckisches Wort, er wolle Lafontaine nicht zu sehr loben, um ihm und seinem Vorschlag nicht zu schaden.

Wie sich der Saar-Louis seine modernisierten Gewerkschaften vorstellt, ist dort nachzulesen, wo er sein Programm abgeschrieben hat: bei Fritz W. Scharpf, dem Direktor am Kölner Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung. Sozialdemokraten und Gewerkschaften müßten, so Scharpf, die Fähigkeit entwickeln, »allen Arbeitnehmern durch höhere Steuern und durch den Verzicht auf Arbeitszeitbestandteile und Einkommenszuwächse den notwendigen Solidarbeitrag für die Teilhabe aller Arbeitswilligen am Arbeitsleben abzuverlangen«. Auch das Schweinewort von den »privilegierten Arbeitsplatz-Besitzern«, das Kohl und Blüm und Lafontaine so gern gebrauchen, fällt wieder. (Soll doch so ein »Besitzer« mal versuchen, »seinen« Arbeitsplatz zu verkaufen!) Kurzum: Arbeitslosigkeit ist nicht Produkt kapitalistischer Wirtschaftsweise, sondern Schuld gewerkschaftlicher Politik. Diese muß sich ändern, und zwar so, daß sie den »Sozialismus in einer Klasse« (Scharpf) verwirklicht. Aus dem Absurden übersetzt: daß die Gewerkschaften aufhören, die Arbeiter zum Kampf um Arbeit und Lohn gegen die Unternehmer zu führen, und sich darauf zu beschränken, die zugewiesenen Rationen solidarisch unter die Arbeiter zu verteilen — als Sozialhilfeverein auf Gegenseitigkeit.

Letzte Meldung: Was der eine stellvertretende Vorsitzende kann, kann der andere auch: »Johannes Rau hat signalisiert, daß die SPD bereit ist, Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1989 für eine zweite Amtsperiode wiederzuwählen. Otto Schily (Grüne), Anke Fuchs (SPD), Ernst Albrecht (CDU) und Hildegard Hamm-Brücher (FDP) unterstützen den Vorstoß.« Rechts und links: das »moderne Deutschland«.

mensetzung mehr dem heutigen radikalen Potential entspricht als die sich ausdifferenzierende Linke der 70er Jahre. Nur ein weiteres Beispiel dafür: „Weder Ost noch West“ war die Parole von Rudi Dutschke und anderen. Anti-Vietnamkriegskampagne und Protest gegen den Einmarsch von Truppen des Warschauer Pakts in Prag 1968, das war die neue Linke von 1968. Sie verstand sich als Internationale gegen die Mächtigen — von Berkeley über Paris, Berlin, Prag bis nach Peking. Von diesem Selbstbewußtsein einer Bewegung quer zu den Fronten ist hernach — auch unter dem Einfluß der „neuen Ostpolitik“ der Regierung Brandt-Scheel — vieles verlorengegangen.

Sind wir auf ein neues '68 vorbereitet?

Die Geschichte gesellschaftlicher Veränderungen stellt sich, wie ich angedeutet habe, als kumulativer Lernprozeß dar — nicht im Sinne der Anhäufung und Verknüpfung bewußter Einsichten, sondern im Sinne einer strukturellen Anreicherung von Erfahrungen und Fähigkeiten. Menschen, die schon einmal die Erfahrung der Spaltung einer Revolte gemacht haben, können in einer neuen Revolte auf diese Erfahrung zurückgreifen und sich vielleicht gegen Spaltungen verhalten. Menschen, die in der Analyse gesellschaftlicher Zusammenhänge erfahren sind, werden sich in einer politischen Krise verhältnismäßig rasch zurechtfinden und zu vernünftigen Schlußfolgerungen gelangen. Die Bedeutung historischer Erfahrung läßt sich an Sequenzen von Revolten — beispielsweise in Polen — gut studieren.

Von daher müßte ich zu dem Schluß kommen, daß wir auf eine politische Krisensituation (einschließlich der Möglichkeit einer Revolte von rechts) heute besser vorbereitet sind als '68. Ich denke allerdings ganz im Gegenteil, daß dem nicht so ist. Und das liegt nicht daran, daß meine Überlegungen über die Stärken der Linken und Alternativen falsch wären, sondern daran, daß die Fähigkeiten fehlen, diese Stärken zu nutzen. Ist das nicht ein Widerspruch in sich?

Ja und nein. Es ist ein Widerspruch, der daraus resultiert, daß die Bedingungen der Möglichkeit einer radikalen, auf gesellschaftliche Strukturveränderungen zielenden Politik nicht hinreichen, um eine solche Politik in Gang zu setzen. Viele grüne PolitikerInnen würden eine neuerliche Revolte als „Störung“ ihrer ordentlichen Parlamentsarbeit und als „Gefährdung“ ihrer politischen Reputation erfahren. Sie würden, wie 1968 viele SPD-Leute, zwischen Dämpfung der Revolte und Anbiederung an diese hin und her schwanken. Vielleicht spitzen sich Krisen in auseinanderliegenden gesellschaftlichen Bereichen zu, sagen wir in „rückständigen“ Industrien und im öffentlichen Dienst. Würden wir es diesmal schaffen, was die Krisenbranchen angeht, zwischen der politischen Bedeutung radikalisierten Kämpfe und der Frage nach der historischen Perspektive der betreffenden Arbeit(-splätze) zu unterscheiden? Würde es gelingen, die auseinanderliegenden Kämpfe untereinander zu vermitteln und ihre Gesamtwirkung zu verstärken? Oder würden die verschiedenen Strömungen der Linken

wiederum ihre Kämpfe gegenseitig dämpfen — „Arbeiterklasse“ gegen „Intelligenz“, des „20.“ gegen das „19. Jahrhundert“ et cetera?

In den Schlüsselkonflikten der Linken scheint es einen übermächtigen Wiederholungszwang zu geben, der in der Diskussion über die Gewaltfrage ebenso herrscht wie in der Parlamentarismusdebatte, wie an der Front „Ökonomie gegen Ökologie“. Offenbar sorgen mächtige Mechanismen der politischen Wahrnehmung und der politischen Kultur dafür, daß Denken und Handeln angesichts bestimmter Widersprüche immer wieder auf bereits gescheiterte Muster (Diskurse) zurückgreifen, um wiederum zu scheitern.

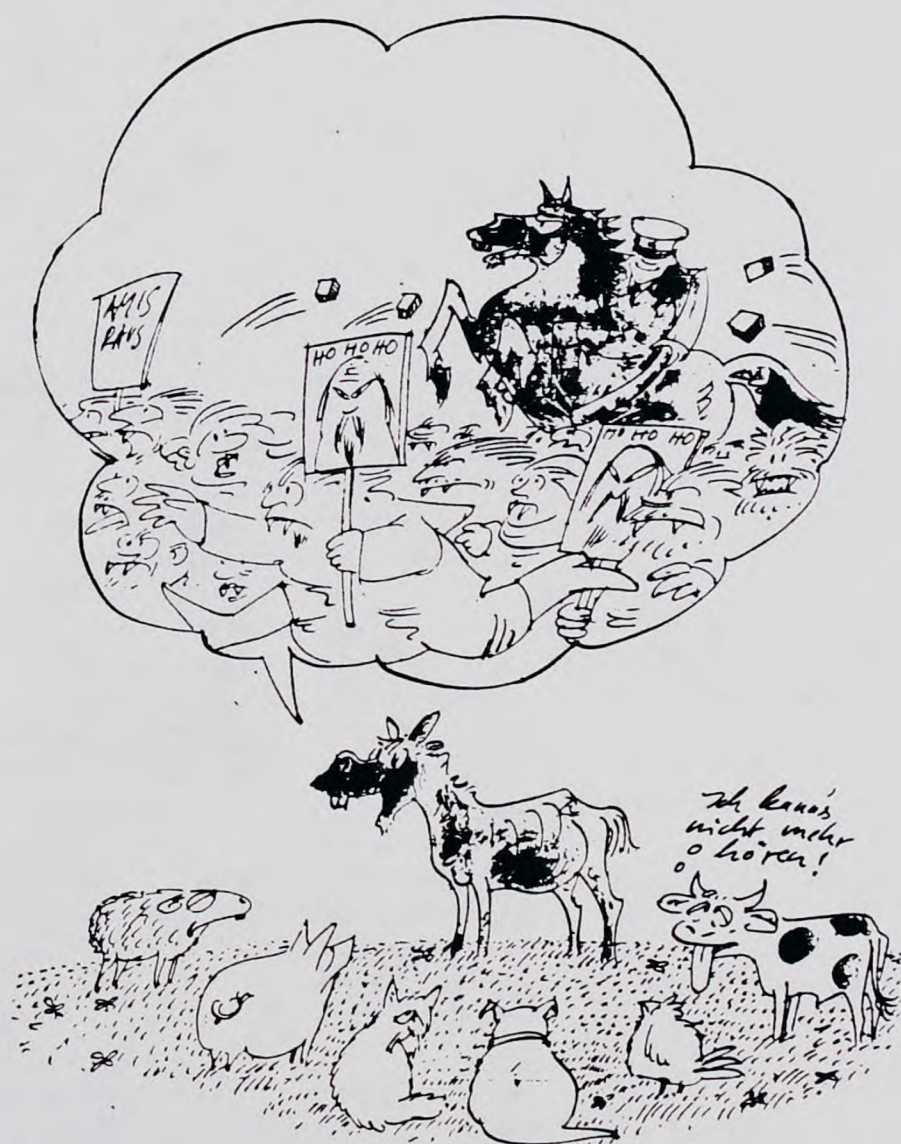
Ich behaupte, daß diese Zwänge weniger mit „Stärke oder Schwäche der Linken“ in der Gesellschaft zusammenhängen, sondern vielmehr mit den innerlinken Machtverhältnissen und Verkehrsformen. Am Anfang der 68er-Bewegung stand die feste Überzeugung,

aber nur soweit die Rason der Institution und der Schlips der linken Oberen nicht bekleckert werden. Andere Lebensformen — ach, sind doch schon vielfach erstickt und zugunsten der „bewährten“ Formen für Erwachsene verlassen.

Wer einen Blick auf die Struktur der Konflikte wirft, von denen eine Reihe von linksalternativen Projekten in der letzten Zeit geschüttelt wurden, der stößt immer auf dieselben Muster: Linke Machthaber verwalten ihre „Kollektivprojekte“ wie ihr Eigentum, Neuerungen werden als Abweichungen denunziert, unter Streß greift man auf diejenigen Verhaltensmuster zurück, die am bequemsten und am „sichersten“ scheinen. Ich glaube nicht, daß hier Wünsche und Appelle viel ausrichten können. Gerade das schwerste, das für den Weg notwendige Stück Selbstveränderung, kann nicht willkürlich „eingeführt“ und dekretiert werden. Wahrscheinlich kann nur ei-

HEISSER FRÜHLING '68

Ein Polizeipferd erinnert sich mal wieder



daß auf Dauer gegen das System nur etwas auszurichten sei, wenn Formen der Selbstveränderung in die Institutionen der Radikalen eingebaut werden: gegen Machthierarchien, gegen Lüge und Betrug, gegen die Überwucherung der Strategie durch die Taktik, gegen den alltäglichen Opportunismus, gegen die Macht der Gewohnheit.

Auf diesem Gebiet ist die Stimmung längst in Selbstironie und gar Zynismus umgeschlagen. „Basisdemokratie“ — ein Schimpfwort für Klüngeldiktatur, sagen viele. Rotation der Funktionsträger — eine „linke Kinderei“ angesichts des Ernstes der Staatstätigkeit, sagen manche. „Alle sollen alles wissen“ — eine überschwängliche Parole, häufig nur als Selbstberuhigung der Mittelmäßigen beleumundet. Nichtrepressive Toleranz — gewiß,

ne mitreißende oppositionelle Bewegung der kollektiven Mut machen, der nötig ist, um auch innerlinke Tabus einzureißen und die Politikformen selbst zu verändern. Darauf vorbereitet zu sein, ist wichtig. □

68 ■ 78 ■ 88

Das Ende der Gelassenheit

oder

Warum ich lieber hysterisch bin

Von Joseph v. Westphalen

Das Umdenken und das Umwerten der Werte hält lebendig.

Weniger ~~komisch~~ ist es, wenn man zum Umwerten gezwungen wird. 1945 mußte ein beträchtlicher Teil der Deutschen einsehen, daß sie einer verheerenden Ideologie aufgesessen waren und die übelste Rolle gespielt hatten, die je ein Volk gespielt hatte. Ein kleiner Teil der Amerikaner sah nach Watergate kurzfristig ein, daß Vietnam nicht etwa nur ein strategischer Fehler, sondern ausgewachsener Völkermord gewesen war.

Nach der Ölkrise 1973 kam dann der Wohlstands- und Ökoschock. Vorbei die unbeschwerte Zeit der Plastiktüten, der schönen Verschwendung und der munteren Autobahnraserei. Voreilig machten die ersten Porschefahrer Selbstmord. Sie waren nicht bereit, auf den Wert der Geschwindigkeit zu verzichten. Sie hätten sich lieber auf die Automobillobby verlassen sollen, die erfolgreich für das freiheitliche Ausfahren ihrer Spitzenmodelle intervenierte, intrigierte und schmierte.

Alles längst historisch. Und nun ist nach der Chemie die Kernphysik dran. Die Atomspalterei hat sich als Schweinerei erwiesen.

Daß die Sache faul ist, wußten wir schon immer.

Aber wie ist es mit uns, meine Damen und Herren, die wir doch alles wußten. Wir wußten, daß deren Politik zum Himmel stinkt; und wir wissen seit Jahren, daß das Wort »kriminelle Vereinigung« sehr milde die Leute beschreibt, die seit Jahrzehnten das Sagen haben. In diesem wesentlichen Punkt wenigstens brauchen wir nicht umzudenken.

An der Macht sind Totalversager, die nichts im Griff und nichts begriffen haben. Wenn die Brennstäbe in unserer näheren Nachbarschaft durchschmelzen sollten, wenn uns die Sprengköpfe der Supermächte um die Ohren flögen, würden sie in ihren Bunkern hocken und übers Fernsehen in den wegen einem Fußballspiel verschobenen Nachrichten denselben konfusen Beschwichtigungsterror ausüben: unsere Sorge sei verständlich, aber völlig überflüssig. Nur keine Panik, nur keine Hysterie.

Das ist das Stichwort. Vor Hysterie haben sie Angst. Und wovor die Angst haben, das kann für uns nur gut sein. Nur fällt es uns gar nicht so leicht, hysterisch zu werden. Und hier endlich ist der Punkt des peinlichen Umdenkens.

Gelassenheit war nämlich bisher unser schönes Lebensprinzip. Wir haben uns daran gewöhnt, die Regierenden für Popanze zu halten. Wir haben ihnen natürlich niemals ein Wort geglaubt, und keiner von uns hat ihnen auch nur Bruchteile jenes Vertrauens geschenkt, um das sie in ihren dreckigen Wahlschlachten mit falschem Schweinsblick buhlen; aber wir haben sie auch nicht ernst genommen.

Wir waren gern sensibel und nervös. Aber das genügt nicht. Sensibel sind heute Börse und Wirtschaft. Die darf man beim Wachstum nicht stören. Sonst kollabieren sie angeblich. Wir müssen hysterisch sein. Mit ausgewogener Umsicht kommen wir nicht mehr weiter.

Die Politik der letzten Jahre war weltweit faul wie der Nationalsozialismus. Zweifellos eine hysterische Behauptung. Und schon deswegen nicht ohne. Die Nazis haben die Massenvernichtung systematisch betrieben, die Machthaber von heute

nehmen die Massenvernichtung systematisch in Kauf. Ich kann darin nur wenig Unterschied sehen. Die Nazis töteten ihre Feinde mit gezielter Bösartigkeit, die adretten Leute von heute sind in der Lage, Freund und Feind mit zielloser Dummheit auszurotten. Wenig Fortschritt. Im Gegensatz zu den KZs mit ihren Brennöfen wurden Sprengköpfe, Brennstäbe und Giftgasgranaten, zwar unter unserem Protest installiert, aber jetzt, wo sie dasind, ertragen wir sie auch wie die Schafe. Es geht überall zu wie in großdeutschen Zeiten.

Es war fahrlässig, gedehnten Blicks zuzusehen, wie die Politiker fahrlässig wirtschaften. Sie sind Irre, aber nicht von der harmlosen Sorte. Auf ihre Beruhigungsversuche muß mit Hysterie geantwortet werden. Dem sind sie nicht gewachsen. Ihr fortwährender Aufruf zur Gelassenheit ist nichts als der infame Zuspruch der Metzger, die ihr Vieh ohne störendes Gequietsche zur Schlachtbank führen wollen. So haben uns die neuen Herrscher nicht nur die Luft, das Wasser und den Boden versaut, sondern obendrein einen ehrwürdigen Begriff und eine noble Haltung, mit der man seit der griechischen Antike gut über die Runden kam. Aber vielleicht war in dieser angenehmen stoischen, eleganten, unechauffierten, geradezu herrschaftlichen Haltung von Anfang an der Wurm?

Gelassen zieht der Mann ins Feld und läßt sich abknallen. Umkehr ist seine Sache nicht. Nur nicht die Ruhe verlieren. Wer flieht, ist feige, und wer kein Atomgemüse ißt, ist selber schuld.

Dann lieber noch die als weibisch geltende hysterische Reaktion; sie ist strapaziös und nervtötend, aber sie schadet nicht. Zum rechten Zeitpunkt hamstern, fliehen, aufheulen kann sehr nützlich sein. Doch bitte vorher noch mit gellendem Gekreisch verseuchtes Blattgemüse in die Gesichter der Minister stoßen.

~~Beobachtungs~~ ~~ist~~ ~~es~~ an der Zeit, die Gelassenheit fahrenzulassen. Sie ist ein Luxus, den man sich im Augenblick nicht leisten kann. Ich jedenfalls habe beschlossen, mich zu echauffieren. Ich will nicht länger zusehen.

Schluß jetzt. Lieber aufheulen vor Wut, als diese unverschämte Aufführung länger hinnehmen. Wir Dandys sind vornehme Beobachter eines erbärmlichen Spektakels gewesen. Wenn wir eines gelernt haben, dann ist es exakte Beobachtung. Nun werden wir das Geschmeiß züchtigen. Wir werden die Figuren als das erscheinen lassen, was sie in Wahrheit sind: als halbtote Qualle (Genscher), als zerquetschte Schabe (Stoiber), als räudige Kellerassel (Zimmermann), als pilzbefallener Schimpanse (Riesenhuber). Sie werden alle drankommen. Wir werden sie auf die Bühne zerren und mit unseren Worten entkleiden. Wir müssen ausfällig werden. Es hilft sonst nichts. Wir werden ihre mürben weißen Ärsche aufleuchten lassen. Unser hübscher Spazierstock aus Mahagoni oder Ebenholz mit dem feinen Elfenbeingriff ist nun nicht länger dazu da, um gelangweilt zwischen den Fingern gedreht zu werden. Wir werden ihn auf den Schweinsärschen unserer Feinde tanzen lassen, und es wird eine Freude sein. Sie werden nach ihren Anwälten schreien, aber die werden nur die Schultern zucken. Denn sprachliche Züchtigungen lassen sich nicht als Behauptungen unwahrer Tatsachen deuten.

Es wird heißen, daß wir ihnen so nicht beikommen, aber wir werden ihnen so lange ins Ohr schreien, wie häßlich sie sind, bis sie unter dem Respektverlust und unter ihrer Würdelosigkeit verzweifeln und den Tag ihrer Wahl verfluchen. Wir dürfen

nicht kühl und gelassen bleiben. Wir müssen uns echauffieren. Sie werden sich die Ohren zuhalten und nach ihren Müttern rufen, aber die Mütter werden ihre Ausgeburten längst verflucht haben. Und wir werden ihnen die Hände von den Ohren reißen. Ein paar besonders Unverschämte werden ihre Wehklagen unterbrechen und uns Nazimethoden vorwerfen; dafür bekommen sie extra zwei Dutzend Hiebe auf die Fußsohlen, bis ihnen der grundlegende historische Unterschied klar wird oder sie ihn zumindest auswendig hersagen können: Der Faschismus ist die unerträgliche Beseitigung von Ohnmächtigen durch einen perversen Machtapparat; was hier stattdessen geschieht, besitzt die Schönheit des Widerstands: Die korrupte Macht erfährt endlich ihre angemessene Bestrafung.

Sie haben mit unserer lebenslangen Zurückhaltung gerechnet, nun sind sie unserem Wutanfall nicht gewachsen. Immer wollen sie von der Bühne hoppeln und sich verkriechen, aber immer treiben wir sie zurück mit unserem feinen Stöckchen; denn nach Gnade ist noch lange nicht zumute. Wir ziehen dem feistwattigen Kanzler und der feistwattigen oder auch ausgedörrten Schar von Ministern und Ministerpräsidenten schwarze Nylonstrümpfe und Strumpfhalter an. Ihr Fleisch wird über die Ränder der Strapse und Schlüpfer quellen, und dieser Anblick wird selbst diejenigen Liebhaber des bayerischen Ministerpräsidenten Strauss, die diese Jammergestalt hartnäckig als den letzten Tupfen Farbe in der grauen Welt der Politik verteidigen, als vergreisten Mastochsen erscheinen lassen.

Das Volk ist nur noch mit drastischen Vorführungen zur Vernunft zu bringen.

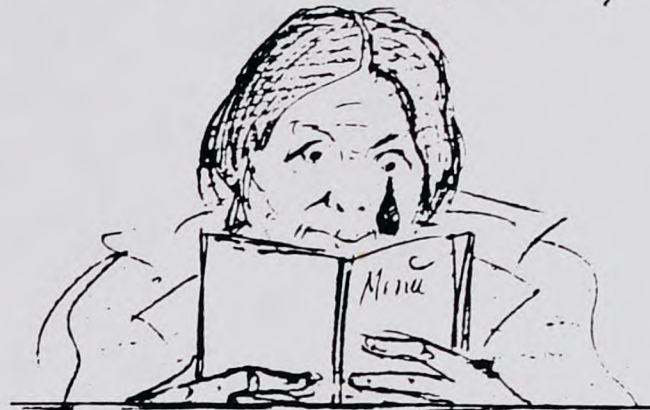
Es ist lächerlich, gegen diese Leute Argumente vorzubringen. Man muß sie lächerlich machen, und zwar mit allen Mitteln. Da sie selbst infame Lügner sind, kann guten Gewissens mit infamen Mitteln gearbeitet werden. Und wenn es der Anblick der Pickel auf ihren Ärschen ist, der einigen dumpfen Staats-

bürgern den Glauben an die Gewählten austreibt, dann ist auch das recht.

Daher werden wir sie zwingen, sich ihre Ärsche zu schlecken. Es ist die alte geniale Nummer der Aufklärung. Die Realisierung einer klassischen Metapher. Und wenn dem Strauss die ohnehin völlig folgsamen Goethe-Institute neuerdings nicht mehr loyal genug sind und wenn er darüberhinaus fordert, die Kultur habe sich nach politischen Mehrheiten zu richten, dann ist es an der Zeit, ihn jetzt auf unserer Bühne an den vor ihm knienden Pinochet heranzuführen. Und wir werden unerbittlich darauf bestehen, daß die Urfassung von Goethes Götz von 1773 vollzogen wird, daß der bayerische Ministerpräsident *im* und nicht am Arsch den chilenischen Schergen schleckt. Und Pinochet wird im Arsch des amerikanischen Präsidenten schlecken müssen. Die Ansicht des schlaffen US-Hinterteils wird übrigens dem Publikum endlich die wahre Verfallenheit dieses Mannes vor Augen führen, dessen gestraffte Gesichtszüge immerfort jugendfrische Drahtigkeit vortäuschen.

Die ganze Bande führen wir langsam an Leinen im Kreis herum. Alle auf den Knien. Auch Helmut Schmidt und Richard Nixon sind dabei, so schnell vergessen wir nicht. Bangemann, diese aufgedunsene Made, kriecht hinter Botha, und wir müssen wieder einmal von unserem Stöckchen Gebrauch machen, weil er das Götz-Zitat nicht korrekt ausführen mag: *im* Arsch ist zu lecken. Es ist kein Spaß. Es ist zum Kotzen. Es ist kein Vergnügen, in dieser degoutanten Politrevue Regie zu führen. Aber irgendwer mußte die politische Dekadenz mal irgendwie sichtbar machen. Und wir werden das Stück so lange aufführen, bis keiner der Dargestellten sich jemals wieder in der Öffentlichkeit sehen lassen kann.

Alles von toten
Tieren!

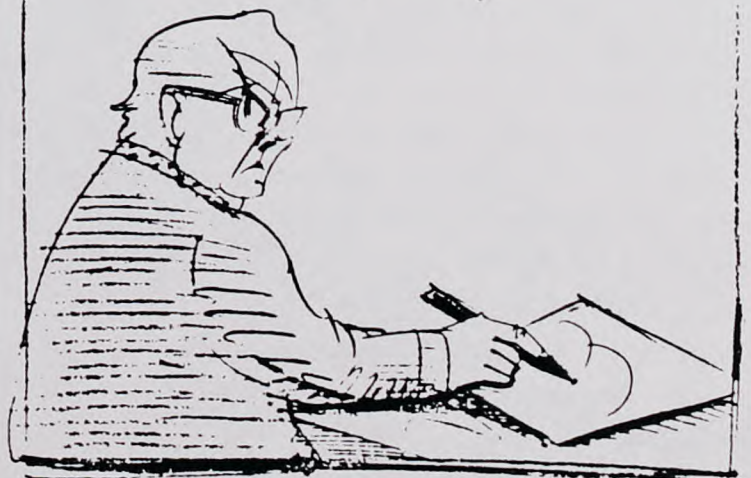


Livise Rüster liest die Speisekarte



Peter Handke liest Peter Handke

Sifara!



Arno Schmidt liest Karl May

Nur an Wochenenden

VON GÜNTHER ANDERS

A: Ihr habt also mit dem Bürgerkrieg begonnen?

B: (erschrocken) Bürgerkrieg?

A: Sondern?

B: Ich weiß nicht recht. Vielleicht willst du mich nur veräppeln. Wo wir ja immer nur an Wochenenden Zeit dafür haben.

A: Wofür?

B: Eben für das, was du Bürgerkr...

A: Verschluck dich nicht an dem Wort!

B: Also für Wackersdorf und so. Aber unsere Sauna am Sonnabend und unsere Sonntagskonzerte haben wir schon seit langem dafür eingestellt. Geopfert.

A: Herzlichen Glückwunsch zu dem Opfer. Nur Sonnabend und Sonntag sagst du. Glaubst du, die Fischfrauen auf der Place de la Bastille vor 200 Jahren hätten dieses »Nur« verstanden?

B: Bitte? (Pause) Hab doch bitte ein bißchen mehr Einfühlung.

A: In was? In wen?

B: In das Leben von unsereins. An Werktagen haben wir ja wirklich keine Zeit für so was. (Blickt auf die Armbanduhr.)

A: »Für so was« ist gut. – Du hast es sehr eilig?

B: Ehrlich gesagt: ja. (Bleibt trotzdem.) Oder findest du, ich dürfte von Line verlangen, daß sie deshalb alles im Stich läßt? Buchstäblich alles? Ihren Beruf? Und den Wagen? Und mich? Und die Kleinen? Und die Glotze?

A: Besonders die nicht.

B: Was soll denn das heißen? Wo wir ja ohne die Glotze überhaupt nicht wüßten, was auf der Welt vorgeht.

A: Zum Beispiel in Wackersdorf. Auf deutsch: Um auf dem Laufenden zu sein über das, was vor sich geht, sogar um über euch selbst auf dem laufenden zu bleiben, müßt ihr euch zu Hause vor die Glotze setzen.

B: Jedes Ding hat seine Zeit.

A: Was du nicht sagst? Meinst du damit, euer Scheintum hat seine Zeit und das Glotzen seine?

B: (bleibt stumm)

A: Dieses Wort des Predigers Salomo gehört nicht hierher. Er hatte die ewige Wiederholung im Auge gehabt. Wir dagegen sprechen vom Abbrechen der Zeit. Durch das falsch verwendete Zitat besiegelst du deinen Unernst und deine Niederlage.

B: (bleibt stumm)

A: Also hat Newsweek wirklich recht gehabt.

B: Newsweek? Womit?

A: Die ist zwar wahrhaftig nicht mein Fall, aber als sie euch neulich als »weekend-rebels« und als »leisure-time-revolutionaries«, als Freizeitrevolutionäre und Wochenendrebellen verhöhnte, da hat sie wohl ins Schwarze getroffen. Denkst du denn wirklich, wir könnten Revolutionen wie Symphoniekonzerte als regelmäßig an be-

stimmten Wochentagen stattfindende Beschäftigungen auf dem Kalender vormerken und so durchführen? Und sie zwischen Verabredungen, Geschäftstreffen und Premieren einschieben und ordentlich und in immer gleichen Abständen erledigen? Eben so, wie früher die Saunabesuche? Jeden Sonnabend und Sonntag? Aber eben nur dann?

B: Kurz: du verlangst, ich soll mit Kind und Kegel lebenslänglicher Berufsrevolutionär werden?

A: Nein, eben nicht lebenslänglicher. Denn diese zu lange Dauer wäre identisch mit der Niederlage. So was ist schon einmal passiert.

B: Was?

A: Auf die Parusie, also die Wiederkunft Christi hat man zu lange gewartet. Das hat dazu geführt, daß man ihn schließlich gar nicht mehr richtig erwartete, sich an sein Dochnichtkommen gewöhnte und dieses, also seine Abwesenheit, sogar in eine Art von Präsenz, von Dochgekommen-sein, nämlich im Inneren des Glaubenden, umlog.

B: Ich bin kein Theologe und verstehe Gott sei Dank kein Wort davon.

A: Ich bin auch keiner. Gerade deshalb fühle ich mich zum Verstehen verpflichtet.

B: Ach!

A: Kurz und gut: ich fürchte, daß euch die Wochenend-Revolutionen, wenn ihr sie so pedantisch in regelmäßigen Abständen weiterbetreibt, entweder bald zum Hals heraushängen werden, oder aber – und das entspräche der »falschen Parusie« – zur lieben Gewohnheit werden könnten, auf die ihr Anspruch erheben werdet. Und daß eure Kinder diese ergebnislosen Tage »Revolutionstage« nennen werden. Und schließlich werdet ihr sogar erwarten und verlangen, daß die Regierungen eure Tage – so wie die Nazis den 1. Mai – als Staatsfeiertage anerkennen und sanktionieren, sogar selbst organisieren. Schon höre ich Minister Wallmanns Stimme, seine aus Lautsprechern tönende Festrede, in der er euch als freien Bürgern bestätigt, daß ihr, mindestens einmal in der Woche, das Recht darauf habt, Revolution zu spielen. Wenn es aber durch irgendein Versehen eines Tages passieren sollte, daß ihr doch Erfolg habt, also das, was ihr seit so langem verlangt und zu verlangen liebt, wirklich durchsetzt, dann wird bei euch die große tristitia post einziehen, weil ihr dann nicht mehr wissen werdet, was ihr an euren Wochenenden anfangen sollt. Denn es gibt nichts, was den Lebenssinn so gründlich zerstört wie das Erreichen eines Ziels. Dann bleibt euch nur die Rückkehr in die Sauna.

HAT UNSERE JUGEND NOCH IDEALE ? von ARNO SCHMIDT

›Ideal‹ – auch eines jener, uns um eine entscheidende Spur zu oft offerierten großen Worte, die uns so unglücklich machen !

Und zwar deshalb, weil sich die meisten davon in späteren Jahren als absurd, wenn nicht gar gemeingefährlich entpuppen – etwa das ›Ideale‹ des ›Helden‹; harmlosestenfalls hohle Nüsse, mit Spinnweben gefüllt.

Wenn ich der Truggestalten gedenke, die man erzieherischerseits an den Horizonten meiner Jugend als ›Ideale‹ herumspuken lassen wollte – der ›Mannhaftigkeit‹, die sich dann grinsend als reinrassige Brutalität demaskierte; oder des ›Genies‹, des angeblich so schändlich begabten, daß es kaum noch zu arbeiten brauchte; und all das verkündet von dubiosesten Gehrockträgern – wenn ich all das bedenke, könnte ich nur begrüßen, wenn unsere heutige Jugend nicht mehr mit Idealen gefoppt würde; nicht mehr wertvolle Stunden mit dergleichen süßen Nichtigkeiten vertäte. Wenn !

* * *

Ehe wir von der Jugend – also, disons le mot, den ›Teenagers‹ – ›Ideale‹ verlangen, sollten wir Älteren jedesmal kurz in den Spiegel schauen; und es wäre sehr gut, wenn dazu, hinter unserm Rücken, der ›horror=disc‹ abliefe :

›Habt *Ihr* Ideale ? Seid *Ihr* ideal ? –
: *Ihr*, die *Ihr* den röchelnden Tod von 50 Millionen mit dem Wort ›Heldenkampf‹ deckt (und schon den nächsten, durch Freie Wahlen, sorgsam für uns vorbereitet !);
: *Ihr*, die *Ihr* Eure asthmatische Sonnabendabend=Gymnastik als ›Liebe‹ bezeichnet;
: *Ihr*, die *Ihr* mit schmuddelig versagendem Körper, unrasiert, Euch ›gehen laßt‹ (und zumal im ›Schoß der Familie‹, ou peut-on être mieux, – wie wär'es mit einer ergänzenden Novelle zum 4. Gebot : daß *Ihr* Eure Söhne und Töchter ein bißchen behutsamer ehrtet ? Oder Euch zumindest weniger wundert, wenn man Euch an Euren Früchtchen erkennt?);
: aber von uns, die wir Eure 100=, ja selbst Eure 5=Markscheine als gefälscht erkennen, verlangt *Ihr* echte ? !«

Stellen wir die Platte lieber ab. Aber im Vergleich mit ›Uns Älteren‹ schneiden die Teenager so schlecht gar nicht ab !

Weniger melodramatisch ausgedrückt : die Meisten von uns sind nicht die Leute, die das Wort ›ideale‹ im Munde führen sollten. (Und daß es sich ausgerechnet auf ›real‹ reimt, ist ein rechter ironischer Sprachwitz.)

* * *

Ich meine, man sollte die ganze Frage überhaupt weit nüchterner auffassen.

In jungen Jahren gibt es nur 1 Ideal : BERÜHMT SEIN ! Und das ist so verschwommen und basislos, so ganz längeres Gedankenspiel, daß es gar nicht unernst genug genommen werden kann. Daran freilich, daß es sich so gern als ›Weltrekordmann‹ manifestiert, als ›berühmte Tänzerin‹, als ›Reichsmarschall‹, ›Rennfahrer‹, ›Filmstar‹, und wie die Nichtswürdigkeiten sonst noch alle heißen : daran sind die ›reiferen Jahrgänge‹ schuld. Wenn die nicht dergleichen Gaukler, Luftspringer, Totschläger, mit Beifall und Gagen überhäuft; vielmehr diese ›Ideale‹ mit der gebührenden Nichtachtung strafen, und, im Wiederbetretungsfalle, mit 50 auf die Fußsohlen; und dafür andere, ›wirkliche‹ aufstellen und der Jugend schilderten – dann; tja dann würden wir vermutlich wohltuendere Fänomene heranzüchten, als jugendliche Dauertänzer, Rauschgiftler und Verbrecherbanden.

Man versuche, den Teenagern faßlich zu machen, daß es sehr wohl Ideale gibt – z. B. der ›Große Dichter‹ ist eines (vielleicht das höchste; denn er formt und bildet das Gewissen der ganzen Gattung, indem er ihre jeweiligen dringendsten Anliegen, auch die dumpf und feige gefühlten, gültig ausspricht) – daß der Weg dorthin aber weder hastig erstürmt, noch träge=flüßig erträumt werden kann, sondern Jahrzehnte mühsamster, oft asketischer Arbeit erfordert. Eine Arbeit, während der sich der Körper eben unvermeidlich verbraucht und schmuddelig wird : nicht der Dichtermensch ist das Ideal – der ist meist nur ein schäbiger Rest, den man, es ist besser für alle Teile, lieber nicht behelligen sollte – sondern das Dichtwerk. Die Aufgabe läge also darin, der Jugend das ›Ideale‹ zu nehmen, daß man blutjung, geschmeidig & schön, und gleichzeitig ein ›Großer Mensch‹ sein könne.

Wobei, wie gesagt, das Wichtigste die Definition eines ›Großen Menschen‹ ist : Der ist es jedenfalls nicht, der lieber ›kämpft‹ als arbeitet ! (Freilich ist Kämpfen weit einfacher.)

Ansonsten freue man sich getrost an dem bunten Moreskenzug unser Teenager : laßt sie Radau machen – sie werden so jung sterben müssen !

Schwarz Rot Gold

Von Bernhard Lassahn

Zuerst werden die Tierversuche gestoppt, und der Wald wird gerettet; 100 auf der Autobahn, 80 auf der Landstraße; da bin ich hart. Die Trucker kriegen noch extra Beschränkungen aufgebremst, und wenn sie aufmotzen wollen, nehm ich ihnen die Sprechfunkgeräte und Country & Western-Musik weg.

Die »Bild«-Zeitung wird beschlagnahmt; die brauchen mir nichts von Pressefreiheit erzählen; ich mag die sowieso nicht; die dürfen nur noch erscheinen, wenn es was Neues gibt. Die Herbstmanöver sage ich ab. Befehl ist Befehl. Ich greife nämlich hart durch und verfolge sogar meine eigenen Leute bis ins Ausland, wenn die sich nicht benehmen können und überall nackt baden.

Geissler wird sofort verhaftet. Strauß wird nach St. Helena verbannt und Hupka nach Schlesien ausgewiesen. Dann werden Stoiber, Zimmermann, Schwarz-Schilling und Wörner eingesperrt. Kohl nicht, den laß ich einfach.

Ja, ganz schön hart, aber es gibt auch populäre Maßnahmen. Jede Menge Orden für Freddy Quinn, Boris Becker und andere verdiente Helden des Volkes. Eine Alternative zum ARD-Nachtprogramm und ein Verbot von Hintergrundmusik in Kaufhäusern. Und ab sofort werden die Bedienungsanleitungen für Radiowecker landesweit vereinheitlicht.

Das Land heißt offiziell Westdeutschland; so nennt uns das Ausland sowieso, und schlagartig hört mir der Quatsch auf, daß BRD kommunistisch sein soll und verboten werden muß. Die Nationalhymne wird geändert, notfalls was von Beethoven. Wenn es gar nicht anders geht, schreibe ich selber den Text, und zwar nur eine (!) Strophe.

Den meisten Widerstand erwarte ich bei meiner Steuerreform. Ich weiß: es gibt fanatische Sammler und Fälscher von Quittungen, die hinter ihrem bißchen Vorteil her sind wie früher der Teufel hinter der Seele. Aber ich will nicht, daß mein Volk so viel über wenig Geld redet. Wozu habe ich die Preisbindungen eingeführt! Das 99-Pfennig-Denken hört mir auf, und wenn der ganze 2001-Versand dabei draufgeht.

Dafür förder ich die Kultur in allen Bereichen. Erster Erlaß: *Nach Beginn des Hauptfilms darf keiner mehr ins Kino!* Und ich behalte mir persönlich ein Veto vor für unseren Beitrag zum Grand Prix Eurovision.

»Ja, wir sind ein Volk von Dichtern und Denkern«, sage ich mit ironischem Lächeln. Geld ist genug vorhanden. Schon allein, was ich durch die abgesagten Herbstmanöver einspare. Ich kaufe auch keine neuen Dallas- oder Magnum-Serien mehr; ich laß erst die alten noch mal laufen und warte ab, ob einer was gemerkt hat.

Politik muß auch sein. Vor jedem Staatsbesuch lerne ich ein paar Brocken Landessprache. Und dann nach Indien. Ich freu mich schon aufs Essen und bringe vielleicht ein paar der letzten Königstiger mit für den Zoo. Erst später merkt die Welt, was ich mir dabei denke: ich will die neutralen Länder beliebt machen, und Länder wie Nicaragua, wo ein neuer Anfang gemacht wird. Denn »... in jedem Anfang steckt die Hoffnung«, heißt es in einer meiner Reden, was schon das Äußerste an

großen Worten ist, die ich von mir gebe. Aber Hoffnung ist nun mal wichtig, und einen Anfang machen wir auch.

In der deutschen Frage stehe ich ganz gut da. Ich bin kein alter Nazi und habe die Hymne geändert. Die können sich nun Ostdeutschland nennen oder bei ihrer Abkürzung bleiben – mir egal. Die sollen nur aufhören, unsere leeren Bierdosen zu sammeln und uns alles nachzumachen. Ich erkenne ihre Staatsbürgerschaft an und verspreche, nicht mehr alle Flüchtlinge zu nehmen, wenn sie dafür die Mauer abreißen. Und dann folgt ein großer Austausch von Kultur und Jugend, nach Möglichkeit mit Stephan Sulke, den sie dann gleich behalten können.

In Washington wird man sich nicht lange durch mein flüssiges Englisch täuschen lassen; nein, die werden gar nicht zufrieden sein, daß ich die Truppen jetzt als Ordnungskräfte bei Konzerten mit Bruce Springsteen einsetze. Ich fürchte, es gefällt denen gar nicht, daß hier endlich einer dran ist, der nun wirklich keinen Krieg mehr anfängt und der alles tut, um aus den militärischen Geheimverträgen wieder auszusteigen.

In meiner Freizeit geh ich in den Zoo zu den Königstigern. Wenn ich schlechte Laune habe, besuche ich Geissler im Gefängnis. Sonst sitze ich auf dem Balkon und dichte deutschsprachige Versionen der neuen Hits, damit meine Jugendlichen sowas nicht deshalb auf englisch hören, weil die deutschen Texte so doof sind.

Lange mach ich den Job nicht. Ich hänge mehr am Land als am Amt und will ja selber auch noch was haben von meinem Westdeutschland. Auszeichnungen und Ehrenämter lehne ich alle ab, auch den Orden wider den tierischen Ernst. Allerdings wäre ich gerne auf einer Briefmarke drauf, am liebsten zusammen mit einem Tiger. Ich lebe dann von meinen GEMA-Einnahmen und nehme mir Zeit, endlich die Bücher zu lesen, die ich immer schon lesen wollte. Es soll keiner sagen können, ich hätte mein Westdeutschland nicht geliebt und nicht auch ein paar Vorschläge gemacht.

Fremde Kinder
von
CHRISTIAN ENZENSBERGER

❖ Als sie dann zwölf oder dreizehn geworden sind, gab es keinen Zweifel mehr: unsre Kinder waren, wenn auch noch keine ganz fertige neue Generation, so doch von einem anderen Schlag als wir. Man brauchte sie bloß anzuschauen: großäugig und feingliedrig, fingen sie schon jetzt an, uns über die Köpfe zu wachsen. Der Druck, der auf uns noch gelastet hatte, war gewichen; die zu quadratischen Schränken zusammengestauchten Mannsbilder, die hinter vier Wölbungen zugequollenen Ballonfrauen hatten sich anscheinend endgültig überlebt.

Das war nicht nur unser Verdienst. Aber vielleicht hatten sich die dunkelsten Urbilder beim Durchgang durch uns doch ein Stück weit aufgehellt, war die Stimme von altersher, die aus uns redet, ohne daß wir sie hören, jetzt von einem neuen Ton überlagert, sodaß ihr Ruf aus der Vorzeit, ihr Befehl zur Wiederholung nicht mehr alles andere überschrie. Denn schon hatten wir ja weniger eingezwängt gelebt als unsere Vorgänger, und so brauchten wir uns nicht mehr als hochthronende Gesetzgeber und nie versiegende Nährmütter auszugeben und die Nachkommen in ein unauflösliches Familienpaket zu verknoten. Die Zwangsrollen hatten sich gelockert, eine Trennung, wenn es denn sein mußte, war möglich, sodaß auch ihr Leben nicht mehr lückenlos in die vorgegebene Hohlform gepreßt wurde, sondern sich ihr nur noch in der Andeutung, im leichten, sanft gerundeten Umriß angleichen konnte. Was uns noch, aus kindlicherer Sicht, als schroffe Kluft und unerklimmbarer Gipfel geängstigt hatte, nahmen sie nur noch als wellige, nicht weiter schwerbegehbare Landschaft wahr. Vor allem aber blieb ihnen der große Absturz erspart, der, in der großen wie der kleinen Zeit, auf das gebrochene Treuegelöbnis der Mama und den Weggang des Vaters gefolgt war, und der uns in einen Neuanfang und zweiten Durchlauf hineingestoßen hatte, dessen Ende noch immer ausstand. Wo wir also, in der furchtbarsten Zeit unseres Lebens, sprachlos und trostlos, die Trümmer unserer selbst hatten zusammenscharren, uns alle Lust zu Spiel und zu Abstand hatten ausmerzen müssen, um in einem wilden Überlebenskampf uns allmählich wieder dorthin hinaufzu trampeln, wo wir schon einmal gewesen waren, da hatten sie, nach einem kurzen Schwindel, vor dem plötzlich aufgerissenen Graben nur ein wenig gestutzt; dann waren sie ein Stück weit zurückgelaufen, hatten in einem kurzen Anlauf schnell wiederholt, was dazu nötig war, und dann das Hindernis in einem Sprung genommen.

So hatten sie sich viel von ihrer Kindlichkeit bewahrt und zugleich zum Vergangenen ein gelöstes, um nicht zu sagen achselzuckendes Verhältnis gewonnen. Sie zeigten sich ewig bedürftig, nuckelten ununterbrochen an Lutschern und Fläschchen, brauchten immerzu neue Schuhe, neue Mofas, die sie dann herschenkten, vergaßen. An Wertsachen, gar an Besitz, lag ihnen nichts, auch nicht am Geld. Sie warfen es achtlos zum Fenster hinaus, wußten sich hinterher nicht mehr zu erklären,

wo es geblieben war. In der Schule konnten sie sich für rein gar nichts erwärmen. Von der ersten Klasse an brauchten sie Nachhilfe, die wenig half. Jedes zweite Wort schrieben sie falsch. Was sie am meisten anödete, waren die historischen Fächer. Der Vormärz ließ sie so kalt wie der Expressionismus. Sie nannten das *Steinzeitkunde*. Wenn man aus der Geschichte nichts lernen kann, wozu dann die *Einpaukereie*? fragten sie mißmutig. Wir murmelten hilflos etwas von Fundus und Hintergrund. Daraufhin verlangten sie gedrängte Zusammenfassungen in tabellarischer Form. Für jeden zusammengeholzten Mist, den sie zu Papier brachten, erwarteten sie Begeisterungstürme und aufbauende Unterstützung. Nein, die allgemeinen Wahrheiten hatten es ihnen nicht angetan. Dafür warfen sie sich dann mit plötzlichem Eifer aufs Allereinzelnste, konnten nicht genug hören von Flauberts ägyptischem Schlafzimmer oder von dem Wasserpumpensystem im nahegelegenen Barockschloß. Alles andere mache keinen Spaß, wirke auf sie *restlos pauschal*.

Sie hatten es nicht leicht in dem neueroberten und unerkundeten Freiraum, müssen sich ein wenig vorgekommen sein wie wir am frühesten Anfang: nichteingefügte Wesen, umgeben von einer Außenschale, die mit unvorhersehbaren Ausläufern und Fortsätzen immer wieder nach ihnen griff und ihnen wehtat. Gerade die empfindlichsten und hellstichtigsten unter ihnen sind darüber verrückt geworden: aber was heißt das schon anderes, als in eine vielleicht schreckliche, aber doch immerhin noch verständliche Kunstwelt hinüberzugehen? Der Rest fand sich in eine Ordnung eingesperrt, der außer *das ist so, das muß so* zu ihrer Rechtfertigung nichts mehr einfiel. Sie zeigten sich darüber nicht etwa empört. Veränderung? Für das Gute kämpfen? Sie hätten gar nicht gewußt, wo anfangen; Revolution war auch nur ein Spiel. Erstaunt, befremdet, und immer ein wenig beleidigt hockten sie so auf dem U-Bahngeländer in der Fußgängerzone und schauten auf eine Welt hinaus, die ihnen unbegreiflich blieb. Wozu Arbeit, wenn es doch alles schon gab? Wozu kochen, da drückte man doch auf den Knopf *mit* oder *ohne*, warf das *Frosti* ins *Mikro*?

So brachen sie die Lehre ab, schmissen die Schule. Dann waren sie unglücklich, wußten nicht, wohin mit sich: am besten wohl erst mal nach Kreta. Aber da war auch schon alles versaut, in der Samaria-Schlucht mehr Würstchenbuden als Felsen, und so führten sie wie zuvor in ihrem Zimmer lange Telefonate und blätterten dabei in bunten Heften. Umsonst flehten ihre alleinstehenden Mütter sie an, endlich ins *Leben* hinauszugehen, doch wenigstens ein einziges Mal mit ihnen zu streiten. Was soll ich dort, fragten sie dann zurück, und warum Streit? Ich habe zu dir doch eine sehr liebevolles Verhältnis... Und wenn die Überanstrengte dann schrie, ich kann nicht mehr, ich ziehe auf eine Woche zu meinem Freund, daß du weißt! erwiderten sie gütig, ja tu das nur, das baut Aggressionen ab.

Das hätten nun wir wieder nicht fertiggebracht. Über-

haupt hatten sie auch ihre durchaus fertigen, selbständigen Seiten. Am Fahrkartenschalter, im Kleiderladen, bei der Behörde traten sie mit einer Sicherheit auf, von der wir in ihrem Alter nur hätten träumen können. Von den Erwachsenen von gleich zu gleich behandelt zu werden schien ihnen selbstverständlich; denn mit recht fühlten sie sich ihnen nicht nur ebenbürtig, sondern in Vielem auch überlegen. Vor dem, was wir unter Liebe verstanden, rissen sie nur Mund und Augen auf: sie konnten weder ihre Verstoßung in die Tiefe und Verbotenheit begreifen noch deren gefühlskalte Umkehrung auf dem Kontakthof. Ohne rechte Überzeugung stocherten die Buben skeptisch in ihrer Männlichkeit herum, als wollten sie ausprobieren, was von dieser vorzeitlichen und verwitterten Prägeform für sie noch taugte; ihre Freundinnen schwankten, ob sie sie damit aufziehen oder bemitleiden sollten, hatten sich ihrerseits gegen ihre Mißdeutung als Hohlkörper oder bloße Anhängsel zu wehren und verbateten sich energisch jede Vereinnahmung.

Dann fanden sie den Ausweg: sie griffen zu den absurdesten und grellsten Schablonen, die sie aufgabeln konnten, führten sich vor als Sexflöten oder Medusen, als Lederkumpane, Troßweiber, Paradiesvögel, Dandies und Hermaphroditen, und hinter diesen Masken verständigten sie sich, geheimnisvoll und komplizenhaft, kichernd und flüsternd; uns aber hielten sie ihr fremdes Äußeres herausfordernd entgegen und fragten uns so, *wer ich bin? Da kannst du lange raten...*

Und tatsächlich drang von ihrer so geschützten inneren Mitte auch nur wenig nach außen. Klar war nur ihre Entschlossenheit, sich nicht wie wir lebenslang in eine oder zwei Dauerrollen hineinquetschen zu lassen, an ihrem kindlichen Vermögen zur Verwandlung, das ihnen in keinem inneren Einbruch zerschlagen worden war, festzuhalten: als hätten sie verstanden, daß das Spielen mehr sein kann als eine bloße Freistadt und Enklave im Wirklichen — dieses vielmehr nur ein versteinertes und verdorbenes Spiel, in dem die Rollen sich der Person bemächtigen statt umgekehrt, wo *mit* statt *von* den Spielern gespielt wird. Nie haben sie aufgehört, auf einem Bein den Gehsteig entlangzuhüpfen, einander anzuknurren und böse in die Seite zu knuffen, um gleich darauf schallend darüber zu lachen, und sogar ihr Unglück und ihre Verdrossenheit sah nie ganz aus, als wären sie ganz davon ergriffen.

Damit versuchten sie auch, uns die zwei Spiele plausibel zu machen, die uns an ihnen am meisten verstörten: wir konnten nicht verstehen, wieso sie in ihren Automaten geradezu süchtig mit Raketen ballerten, Planeten zerplatzen ließen, Autos zu Klumpatsch fuhren; und sich, unter munterem Gequietsch und Gejohle, nicht daran sattsehen konnten, wie Videoblut quer über den Monitor spritzte, abgerissene Beine von Blutsaugern aus Plastik schmatzend vertilgt wurden. *Wovon seid ihr nur so sadistisch und fühllos geworden?* fragten wir sie betrübt, *dabei haben wir euch so behutsam sozialisiert!* — Und wohin sonst

mit den Bildern, die ihr uns dabei eingedrückt habt? antworteten sie ungerührt, *erledigt man die nicht besser im Als-Ob, statt daß man sie wahrmacht? Probiert das ruhig auch mal aus!*

Wie klug sie doch waren, wie mutig und hilflos, wie entschieden und wirklichkeitsfremd! Denn sie lebten in einer anderen, zu der unseren mehr und mehr verschobenen Welt, in der die alten Gräben und Grenzen zunehmend verblaßten und sich verflüchtigten. So lernten sie die unsere durchschauen und meiden. *Ihr denkt immer so inhaltlich!* maulten sie — und tatsächlich schienen sie die Muster und Macharten dessen, was ihnen begegnete, so deutlich wahrnehmen zu können, wie wir einen Gartenstuhl oder Regenschirm.

Wenn sich überhaupt zusammenfassen läßt, worauf sie hinauswollten, dann war es das *Künstliche* — also weg von allem, was uns unverrückbar, selbstverständlich und zur schlechten zweiten Natur geworden war. Sie ernährten sich am liebsten von gefärbter Chemie, schminkten sich dreieckige Augen, rasierten sich bis hoch in die Stirn Zacken ins orange-grüne Haar, und fühlten sich wohl nur im Glitzerschloß ihrer Disko oder dem im Walkman mitgetragenen dröhnenden Schallraum. Solche Kunstübungen nannten sie, um zu bezeichnen, wie übermächtig und bis in ihre Sinne sie davon angelockt waren, *affengeil* — aber so keß und flapsig das Wort, so alt und bewegend die Sache: sie konnten dem *Schönen* nicht widerstehen, von dem sie wohl wußten, daß es sich auch aus dem Häßlichen und Entstellten errichten läßt — und alles andere schien ihnen von uns durchtränkt und abgebraucht. Ob sich dahinter noch einmal und wieder das Bild von einem Zusammenleben verbarg, das den Gesetzen der Kunst folgt, wie es aussah, und ob es ihnen bestimmt war, es ins Werk zu setzen? Daß stand dahin. Geschichte geht langsam. Wir jedenfalls haben ihnen wenig dabei geholfen, sich zurechtzufinden, dafür sie uns umso mehr: denn sie haben uns vor Augen geführt, daß unser Zeitalter zuendeging, und daß jetzt, wenn überhaupt noch etwas, das ihre begann.

FASS BIN ICH?

A: Sie strahlen ja so. Was ist denn mit Ihnen los?

B: Ich habe endlich eine Arbeit gefunden. Ich kann es immer noch nicht fassen.

A: Wo arbeiten Sie denn?

B: Bei Transnuklear, als Atommüllfahrer.

A: (ironisch) Dann machen Sie aber um Himmels willen kein Faß auf.

B: I wo. Ich arbeite doch in der Atommafiaschmieregeldabteilung.

A: (ironischer) Oha, da werden Sie ja sicher schwer angereichert.

B: Da können Sie Dioxin drauf nehmen. Aber ich muß jetzt los, noch ein paar (laut) Entsorgungen machen.

(A und B ab)

Danach lustiges Atomschmähliederpotpourri mit Klavierbegleitung:

Sag mir, wo die Fässer sind

Gelbe Fässer aus Alkem

Mit 66 Rem, da fängt das Strahlen an

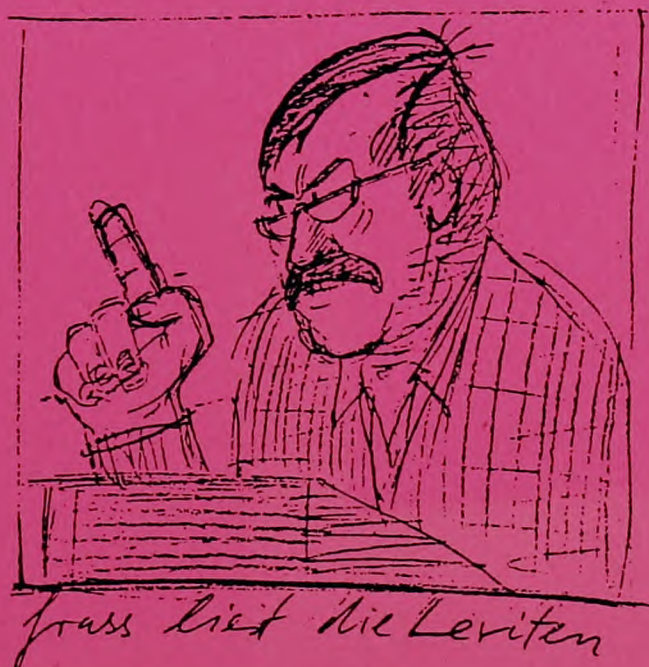
Was wollen wir spalten, 7 Tage lang

Das kleine Kraftwerk in unserer Straße

Hoch auf dem gelben Transnukleartransporter sitz ich beim Töpfer vorn

Zum Schluß große Schmieregeldpolonaise unter dem Motto:

Jetzt geht es los mit ganz rauen Sitten, der Töpfer ~~faßt~~ dem Wallmann von hinten an die Fässer...



74. OPEN OHRE FESTIVAL

Pessimistischer
Optimismus
von KARL VALENTIN

LANG So so, Sie sind Pessimist?
VALENTIN Und Sie? – Optimist!
LANG Ja.
VALENTIN Sie sehn also alles rosig.
LANG Jawohl – alles!
VALENTIN Die Rosen auch?

LANG Na – die werden Sie doch auch rosig sehen!
VALENTIN Die schon – aber das ist auch das einzige, was ich rosig sehe!
LANG Wie sehen Sie denn die Welt?

VALENTIN Nur unrosig! – Wenn es auch in einem alten Lied heißt: Ja, die Welt ist schön...

LANG Warum? – Finden Sie die Welt nicht schön?

VALENTIN Nein! – Was soll denn da schön sein? – Das Unschöne geht doch schon mit der Geburt an. – Oder ist vielleicht die Geburt etwas Schönes? Fragen Sie mal darüber eine Hebamme oder einen Geburtshelfer.

LANG Na gut – schön ist das nicht, aber – es ist halt mal so.

VALENTIN Ja, das Es ist halt mal so – ist ja schon nicht schön! Schön wäre nach meiner Ansicht, wenn es nicht so wäre.

LANG Na – wenn es nicht so wäre, dann wären Sie ja nicht auf der Welt.

VALENTIN Ja, das wäre doch schön!
LANG Wenn aber alle so denken würden wie Sie, dann wäre doch niemand auf der Welt.

VALENTIN Ich sage Ihnen doch – dann wäre es doch schön.

LANG Für wen?
VALENTIN Für die Menschen, welche nicht auf der Welt sein müßten!
LANG Menschen, die noch nicht auf der Welt waren, können doch nicht unterscheiden, ob es auf der Welt schön ist oder nicht.

VALENTIN Das ist doch das Schöne, daß diese Menschen noch nicht auf der Welt waren.

LANG Wie meinen Sie das?

LANG Gewiß! – VALENTIN Ein Beispiel: Haben Sie schon etwas gehört vom Dreißigjährigen Krieg?

VALENTIN Was haben die Menschen, die zu dieser Zeit gelebt haben, alles mitgemacht! Können Sie sich das vorstellen?

LANG Ja, diese Menschen haben Furchtbares erlebt! Alle Schrecken des Krieges – dazu noch Hungersnot und Pestilenzen.

VALENTIN Na also – hätten Sie zu dieser Zeit auf der Welt sein wollen?

LANG Nein! Gewiß nicht!

VALENTIN Sehen Sie – war das nicht schön, daß Sie zu dieser Zeit nicht gelebt haben?

LANG Stimmt!

VALENTIN Also, daraus ersuchen Sie doch, daß es für einen Menschen schön sein kann, selbst wenn er noch nicht gelebt hat – und genauso schön ist es für den Menschen, wenn er nach seinem Erdendasein nicht mehr lebt.

LANG Ja – aber das Leben selbst haben Sie ja ganz übersprungen in Ihrer philosophischen Schilderung.

VALENTIN Einen Moment! Es gibt allerlei Leben – es gibt z. B. ein kurzes Leben – ein Kind wird geboren und nach einer Stunde schon stirbt es. War das ein schönes Leben?
LANG Nein! Aber es gibt doch auch ein langes Leben – es gibt doch Menschen, die über 100 Jahre lang leben. Und noch wünschen, länger zu leben.

VALENTIN Gewiß, solche Fälle gibt es, aber was hat so ein alter Mensch noch von seinem Leben, insofern man dieses noch leben nennen kann; völlig verkalkt, schon fast versteinert liegt er da – eine halbe Mumie könnte man sagen – zu nichts mehr fähig als zum Sterben.
LANG Zu nichts mehr fähig, sagen Sie? Lesen Sie die Bibel – Abraham wurde 700 Jahre alt und hatte 500 Kinder.
VALENTIN Na, na, na – Sie übertreiben – 400 Kinder soll er nur gehabt haben.

MATERIALIEN

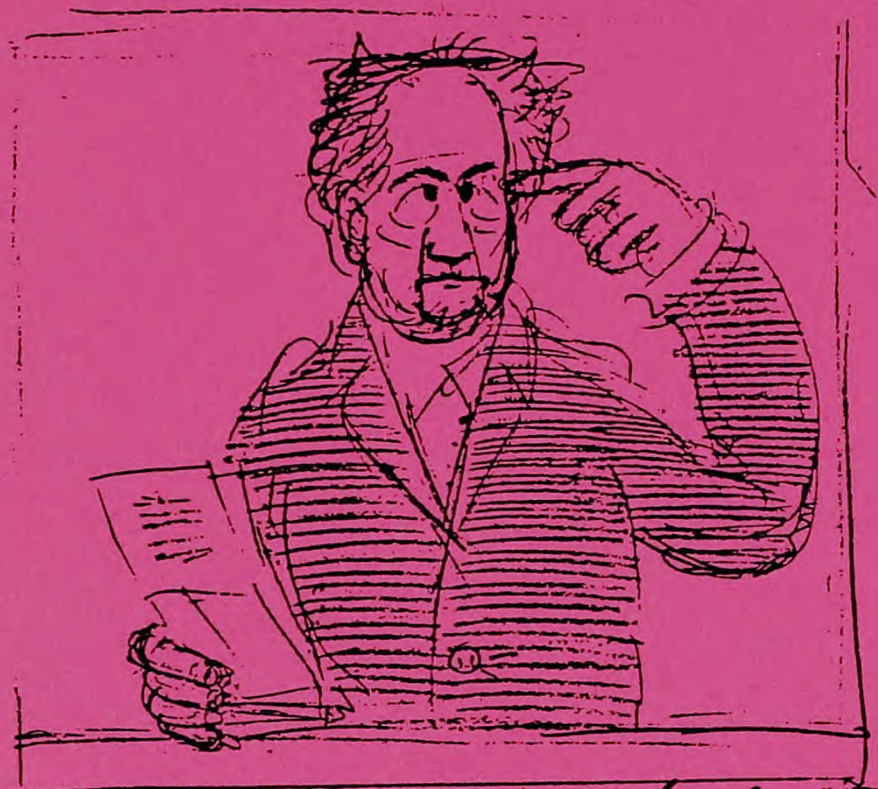
ZUM

FESTIVAL

THEMA

Not
aus
gabe

Wer was liest
Von Robert Gernhardt



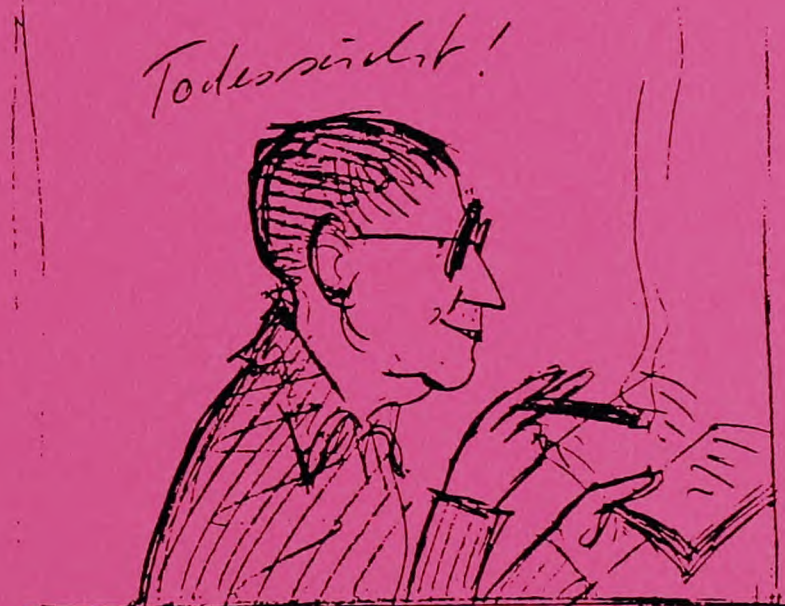
Goethe liest Hölderlin



Goethe liest Nietzsche

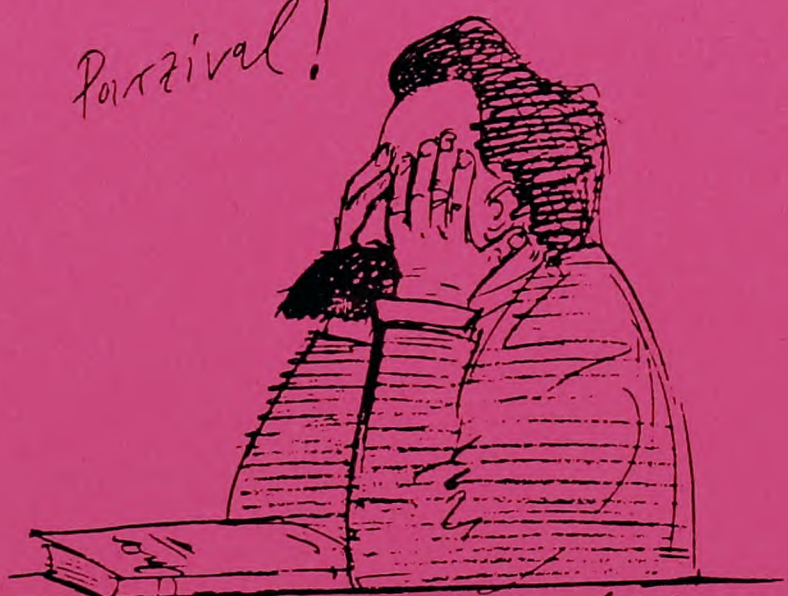


Der Teufel liest Faust II



Brecht liest Gottfried Benn

Parzival!



Nietzsche liest Richard Wagner

geschichtsoptimismus!



Gottfried Benn liest Bertolt Brecht

Die preußische Korrektheit oder: Bananen wachsen bei uns nicht

von
FREIMUT DUVE

Bleibt diese Genfer Badewanne nun das gestanzte Symbolbild unserer Selbstreinigung? Unser neues Seelenbild im Briefmarkenformat? Seht, da liegt er, der alles in den Schmutz gezogen hatte, was uns anderen so heilig, so unantastbar war? War es nun genug? Ist es nun gut?

Sind wir korrupter als andere Völker, oder sauberer?

Im Vergleich sehen wir nicht schlechter aus. Das Ausland hat die Barschel-Affäre mit Zweifel und eher schmunzelnd zur Kenntnis genommen. Auch das Theatralische, das Inszenierte an der Sache scheint keine deutsche Besonderheit. Tote Politiker, Mord und Selbstmord in Frankreich oder Italien – immer scheint die Nähe zum Film, zum Regisseur offenkundig. Wir werden uns also ohne Vergleiche mit dieser Sache befassen müssen.

Sind wir preußisch korrekt?

Blick zurück. Wir Deutschen des 20. Jahrhunderts tragen gegen all unsere Katastrophen ein Bild von beamtlich preußischer Korrektheit in unseren Köpfen, mit dem wir glauben, uns schützen zu können gegen den Sumpf. Da ist die Insel der preußischen Korrektheit, auf der das Beamtentum fest angesiedelt ist, auch die feinen Blätter, die berühmten Journalisten, die ehrbaren Kaufleute, die Anständigen, die da in den Talkshows zur neuen deutschen Elite herangeformt werden.

Irgendwie darf dieser preußische Beamte natürlich – wir sind ja weltläufig – auch mal die Augen zudrücken; aber das Preußentum macht uns keiner nach. Das mag ja stimmen, ich bin kein Preußenexperte.

Von diesem Korrektheitswahn lebt auch immer noch das Nachdenken über den Nazistaat. Bei allem, was Unrecht war: »Korrekt waren sie, bis zum Zählen der Brillen in Auschwitz.«

Wie falsch! Die Nazimacht organisierte die rascheste und gelungenste Massenprivatisierung des Staates, die die moderne Geschichte kennt. Der preußische Staat und die Länder der Weimarer Republik sind nicht von den Nazis übernommen, sondern sind von den Nazis geraubt und privatisiert worden unter massiver Mithilfe des Beamtenstandes. Die Preußisch-Korrekten hatten massenweise akzeptiert, daß der Staat unter das private Wappen einer kriminellen Vereinigung geraten konnte: ein verhaktes Kreuz. Die Mischung von privatem Gangstertum und staatlichen Insignien machte die Faszination der Nazierrschaft aus.

Das Nazireich war weit mehr Bananenrepublik als jene Staaten, in denen Bananen wachsen: Vermögensraub, Erpressung durch private Firmenchefs, die ihre Konkurrenz um Milliardenwerte erleichterten und sie den Gewaltschergen überließen: Die Geschichte dieses größten Raubzugs der Moderne, die Geschichte der »Arisierung« ist noch nicht geschrieben. Der Nazistaat erlaubte Verhältnisse der äußersten Korruption.

Nach 1945 mußte jeder sehen, wo er blieb. Wir brauchten endlich jenen Schuß Bauernschläue, den wir stets der Levante, den Franzosen oder Tschechen angedichtet haben. Adenauer war vielleicht ein genialer Gründungspolitiker, Schläue kennzeichnete ihn mehr als das Bild von der teutonischen Rechtschaffenheit, die sich eher ins Unglück brächte als Prinzipien zu verletzen. Die Entnazifizierungsgroteske tat ihr übriges, den Vorsprung der Schläuen vor den Rechtschaffenen zu sichern. »Nur nicht erwischen lassen« ist doch eher das kulturelle Fundament, auf dem unser Staat aufgebaut wurde, als die preußischen Tugenden.

Der Mißbrauch der Legalität gegen den Geist der Demokratie

»Nur nicht erwischen lassen«, das heißt auch: der zynische Mißbrauch der perfekt abgesicherten Legalität gegen die demokratische Legitimität. Beispiel aus dem Jahre 1976: Als Bauern in Brokdorf gegen das Kernkraftwerk protestieren, erlauben sie

jungen Demonstranten, Zelte auf ihren Wiesen aufzustellen. Die Polizei gab die Anweisung, die Zelte sofort wieder abzubauen, da im Landschaftsschutzgebiet der Wilster Marsch »Zelten« auch auf Privatgrund ohne Sondergenehmigung nicht erlaubt sei. Schlau argumentiert. 300 Meter weiter türmten sich die Befestigungen für das geplante Kernkraftwerk. Dort hatte man eine Ausnahmegenehmigung bekommen. Schlau, rechtsstaatlich einwandfrei, legalistisch. Dieser zynische Mißbrauch des Rechtsstaates gegen das Rechtschaffenheitsgefühl der Bürger ist eine der tieferen Quellen für den allgemeinen Sumpf. Was legalistisch abgesichert ist, kann ebenso den Geist der Demokratie und die Zustimmung zu unserem Verfassungsstaat beschädigen, ja zerstören, wie der Rechts- oder Verfassungsbruch selbst.

Noch hat die Barschel-Affäre wenig bereinigt. Der Berliner Innensenator ediert im Februar 1988 einen Verfassungsschutzbericht so, daß daraus eine ganz offenkundig auf den Wahlkampf im Jahre 1989 zielende Kampfschrift gegen die Opposition wird und eine Westenwäsche für die eigenen Christdemokraten. Die Hälfte des Berichts befaßt sich mit Näherungsversuchen der Westberliner SED. Schlau und plump, aber schon wieder auf Kieler Rutschgelände.

Scheinheilig und scheinbar blauäugig verteidigt der Innenminister von Hannover, zugleich Chef der regierenden Christdemokratischen Partei, das Anwerben von Journalisten für Zuträgerarbeit für den Verfassungsschutz. Was den Geist unserer Verfassung angeht, ein klarer Fall von Verfassungsbruch. Perversion der Lehren aus Weimar: Verfassungsschutzämter verkommen zu halb privaten Schlaumeierclubs.

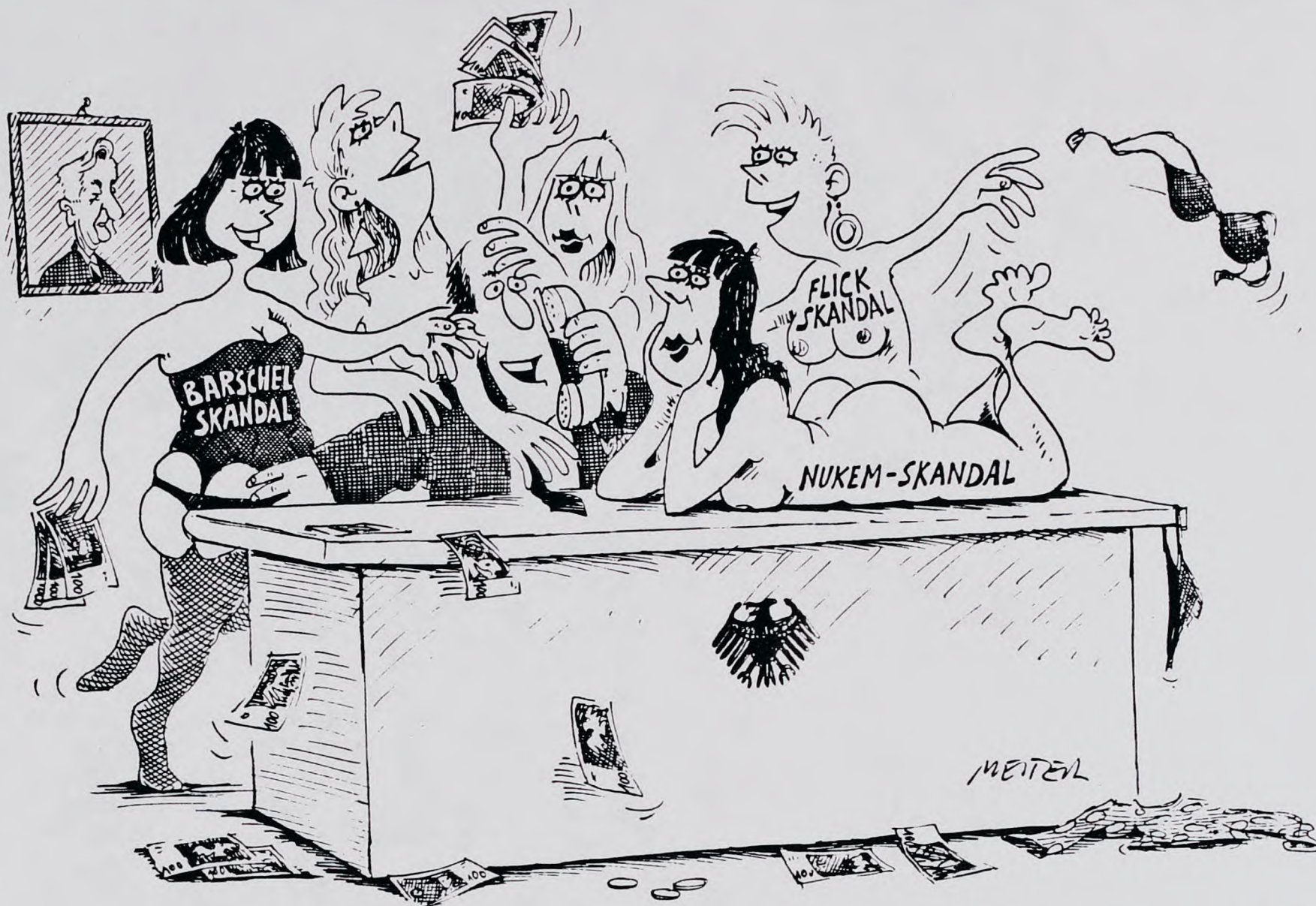
Natürlich war, Jahre zuvor, den Hamburger Sozialdemokraten legal erschienen, was sie als Senatserlaß gegen die Einstellung von Kommunisten in den öffentlichen Dienst formuliert hatten. Leichtfertig haben sie damit eine Jahre andauernde innenpolitische Diskussion um Legalität und Legitimität ausgelöst. Kann den Geist der Demokratie beschädigen, wer buchstabengetreu nach Gesetzen und Verfassung zu formulieren meint? Diese

Frage gar nicht erst stellen, scheint mir der tiefere Grund für den Erfolg der Schlauberger-Republik.

Der staatliche sanktionierte Antikommunismus wurde zum Deckmantel für tausendfältige Verwischungen und Untermischungen von Staat und Privat. Bürger mußten ernsthaft befürchten, daß behördliche Informationen über sie auch privaten Arbeitgebern – unter der Hand – zur Kenntnis gelangen. Mit dem Abschirm-Argument »sicherheitsrelevante Betriebe« durchbrachen Mitarbeiter staatlicher Stellen die Schranke ihrer Schutzpflicht gegen die Bürger. Vielleicht in nur wenigen Fällen, aber sie genügten, um die Maßstäbe auf beiden Seiten zu beschädigen, nach denen allein der Staat handeln darf und nach denen die Bürger den Staat beurteilen müssen.

Insofern sind die Flick-Affäre wie die Barschel-Affäre Symptome einer tief sitzenden Deformation des Demokratieverständnisses. Wie Barschel seine Kampagne – halb Staats-, halb Parteimann – gemeinsam mit einem Unternehmer organisierte, zeigt: Ein Bewußtsein von den notwendigen Trennwänden zwischen Staat und Wirtschaft, zwischen Amt und Partei war auch nicht in Spurenelementen vorhanden. Damit werden die Mehrheit der Bediensteten des Staates, die Mehrheit der ehrenamtlichen Mitglieder demokratischer Parteien und die Mehrheit der Politiker mit in den Sumpf gezerrt. Das idealistische Demokratieverständnis kippt um in Hohn, Spott und Desinteresse.

So ist der Staat und sind seine Beamten weit besser als ihr Ruf. Der Schaden, den die legalistischen Schlaumeier anrichten, trifft die Menschen am meisten, die im und für den Staat arbeiten.



»Es wird heute etwas später, Schatz! Ich muß noch die Rede über Moral und Vertrauen in der Politik fertig schreiben!«

Politikerverdrossenheit

»Die moralische Substanz der deutschen Nation konnte durch die zwölf Jahre Nazigewaltherrschaft in ihrem Kern (nicht) zerstört werden« (Franz Josef Strauß). Und weiter: »Dieser Sonderweg war gekennzeichnet durch den zynischen Abfall der offiziellen Politik vom christlichen Sittengesetz unter Hitler.« Das politische Skandal-Jogging des Franz Josef Strauß hat die Geschichte der Bundesrepublik begleitet. Er hat wie kein zweiter das Bild des Politikers der Bundesrepublik Deutschland geprägt.

Nach »Barschel« hört jeder von uns, die wir in Parlamenten sitzen, die öffentliche Herabsetzung: Ihr »Politiker!«. Ich bin überzeugt, daß jenes sumpfige Biotop, das Tausende zu genialen und halblegalen Steuerhinterziehern macht, die übergroße Mehrheit der Politiker weniger erreicht als andere Bereiche. Denn ihnen sitzen im Nacken ein Zeitschriftentyp und eine Journalistenneugier, wie sie sich so souverän in anderen Industriestaaten kaum entwickelt haben. »Time« und »Newsweek« gehen den Washingtoner Feuchtgebieten nicht immer so spürsinnig nach wie Redakteure des »Spiegel« oder des »Stern«.

Die fürchterlichste Wirkung all der Affären, von Flick bis Barschel, von Neue Heimat bis Transnuklear, liegt jedoch woanders: Die Bürger wenden sich von »den Politikern« ab. Es gibt häufig keine Parteien mehr, sondern nur noch »Politiker«. Programmatistische Unterschiede, Differenzierungen, unterschiedliche Geschichte und unterschiedliche Interessenvertretung, alles wird eingerührt in den allgemeinen Brei der Politikverdrossenheit.

Die schleswig-holsteinischen Sozialdemokraten und die christdemokratischen Mitglieder des Untersuchungsausschusses haben die Barschel-Affäre für die ganze Republik untersucht, und sie haben mit ihrer Arbeit einen ersten wichtigen Damm gebaut gegen diese Politikerverdrossenheit.

Es bleibt Schwerstarbeit.

1968 UND HEUTE

VON
WIELAND ELFFERDING

WEISS

DIE LINKE NICHT WOHN MIT IHREN KRÄFTEN?

Ist die Linke heute schwach?

Vielen scheint, daß dem so sei. Das macht die Offensive der Rechten auf allen Gebieten. Haben sich die Streikbedingungen der Gewerkschaften etwa nicht verschlechtert? Wird die Linke nicht ausgehöhlt durch den von rechts forcierten Umbau der Kapitalbranchen? Gibt es etwa keine Tendenz zum „Sicherheitsstaat“? Stimmt es denn nicht, daß ein Klassenkrieg gegen die Intelligenzija geführt wird und daß es zum Beispiel praktisch aussichtslos geworden ist, als Linker an den Hochschulen Arbeit zu suchen? Und es ist doch auch wahr, daß die Rechte geistig nachgerüstet hat und die Linke auf intelligente Weise arg bedrängt.

Dennoch scheint mir ein Großteil des andauernden Lamentos über die Schwäche der Linken falsch. Das ergibt sich schon, wenn ich die Kräfte zähle. Die Wahlstatistik sagt: Ein rechter und ein linker Block (zu dem vorläufig die Grünen, solange sie es sich nicht anders überlegen, getrost hinzugezählt werden können) stehen sich *cum grano salis* im Verhältnis eins zu eins gegenüber. Geringe Schwankungen bestimmen die Wahlausgänge. Noch haben die Rechten die strukturelle Mehrheit nicht, über die Thatcher verfügt und von der Strauß träumt.

Für viele Linke von 1968 lieferte die große Koalition den Beweis dafür, daß das bundesdeutsche Parteiensystem durch ein Kartell der etablierten Parteien für Neuerungen verschlossen ist. Die oppositionellen Bewegungen machten dann aber auch die Erfahrung, daß sie — nicht nur am Wahltag — an die Alternativen des parlamentarischen Systems gekettet bleiben, wie sehr sie sich auch jenseits des Parlamentarismus fühlen mochten.

Durch die grünalternativen Parteien eröffnete sich zum erstenmal in der Geschichte der Bundesrepublik die Möglichkeit, den Kräften gesellschaftlicher Veränderung einen Türspalt im Parlament zu öffnen und dadurch dessen Dämpfungswirkung auf die Bewegungen zu schwächen.

Viele mögen skeptisch geworden sein, ob die Grünen diese Chance richtig nutzen. Sie werden eher Beweise aus der kultargesellschaftlichen Linken akzeptieren. Aber gerade hier sind die Kräfte der Veränderung stärker geworden.

Das Denken der neuen Linken bewegt sich überwiegend auf einem abstrakten Niveau. Das gilt übrigens für die Ansätze im Gefolge der Kritischen Theorie nicht weniger als für die neu einsetzende Rezeption des Marxismus. Da so viel Kraft nötig war, gegen die „Normativität des Faktischen“ und gegen die Scheinkonstruktionen der etablierten Wissenschaft neue Denkansätze zu verbreiten, ging dies meist nur um den Preis, sich von der gesellschaftlichen Wirklichkeit ein gutes Stück weit zu entfernen. Bald wurde die bis zum Überdruß geforderte „Realanalyse“ zur landläufigen Parole. Die ersten Versuche, die Forderung einzulösen, erschöpften sich gemeinhin darin, das jüngste Ergebnis von Tarifverhandlungen als notwendige Konsequenz aus dem allgemeinen Kapitalbegriff abzuleiten.

Wie unvergleichlich viel reicher ist linkes und alternatives Denken heute! Aus der gebetsmühlenartig wiederholten Feststellung des „allgemeinen Verblendungszusammenhangs“ ist eine große Theorieformation in

Philosophie, Sprachtheorie, Theorie des Rechts, der Moral und der Religion geworden; der Marxismus hat sich, nach der überwiegend rezeptiven Phase bis etwa 1973, in verschiedene Forschungs- und Wissenszweige aufgefächert, vor allem in den Bereichen Ökonomie, Soziologie, Klassentheorie, Geschichte, Psychologie, Theorie der Ideologie und der Politik, Literaturtheorie und Diskurstheorie. Es gibt die Chance, daß Theoriestreits den Geruch akademischen Punktezahlens verlieren und daß ihnen anzusehen ist, was politisch und kulturell von ihrer Entscheidung abhängt.

Neue Denkströmungen sind hinzugekommen, besonders die Ökologie und der Feminismus. Alle Denkrichtungen der Linken haben inzwischen ihre Geschichte.

In den 70er und 80er Jahren sind die Leute von '68 in fast alle gesellschaftlichen Bereiche ausgeschwärmt und haben sich teils mit den neuen Protestbewegungen verbünden können. Gewiß, es gibt Rückschläge auf den Gebieten, wo die neue Linke zu Hause war: die Universität und die Schule. Dafür gibt es die „Kirche von unten“, Alternativbetriebe, linke Teamer und Redakteure von Gewerkschaftszeitungen, Geschichtswerkstätten, Frauenhäuser und Frauenzentren, kommunale Kulturzentren, eine linksalternative Tageszeitung, Stadtteilzeitungen, Krisentelefone, Bürger beobachten die Polizei, Volkszählungsboykottinitiativen, ökologischer Landbau, Ökowerke, alternative Schulungsstätten, alternative Sportvereine und so weiter und so weiter. Kurzum — es gibt den „Sickereffekt“, der die neue Linke über fast zwei Jahrzehnte aus dem Getto heraus und in neue gesellschaftliche Bereiche, Aufgaben und — Risi-

ken geführt hat.

Offenbar liegen zwei sich ausschließende Sichtweisen auf diese Entwicklung im Streit: Die einen sehen die Ausbreitung radikaler Opposition, die anderen sehen deren Zerstreuung und Integration.

Und, was viel mehr zählt, die Infiltration des gesamten intellektuellen Lebens durch radikale Ansätze ist gegenüber 1968 um mehrere hundert Prozent gewachsen. Damals war die „Regenbogenreihe“ von Suhrkamp der einzige, aber wirklich der einzige Absaugkanal für linkes Denken in die bürgerliche Welt hinein. Inzwischen sind die Wellen des intellektuellen und kulturellen Erdbebens mehrere Male durch die politisch-tektonischen Schichten der Gesellschaft hindurchgegangen.

Gegenüber '68 hat sich die Fähigkeit, in gesellschaftliche Prozesse treffsicher einzugreifen, enorm erhöht. Damit aber ist auch die Angst vor Selbstauflösung und Identitätsverlust angewachsen. Viele haben in Wirklichkeit mehr Angst vor der eignen Courage als vor der Stärke des politischen Gegners. Die Kräfte sind gewachsen, in vielem wissen wir aber nicht, wohin damit. Das ist die paradoxe Lage, in die sich viele Projekte der Linken, der Grünen et cetera versetzt sehen. — Aber folgt nicht aus meinen Überlegungen, daß 1968 im Grunde heute nicht mehr aktuell ist, eben weil sich die politische Gesamtlage so nachhaltig geändert hat?

Was bedeutet das Jahr 1968?

Ich glaube ganz im Gegenteil, daß das Jahr 1968 eine sehr große aktuelle Bedeutung hat. Ohne derartige Revolten sind grundlegende gesellschaftliche Veränderungen völlig undenkbar. Revolten wie die von 1968 können Strukturveränderungen vorankündigen und vorbereiten. Sie bestehen zu einem guten Teil

darin, daß sich eine Gruppe von Intellektuellen (im Sinne Gramscis) aus den etablierten Loyalitäten und Institutionen herauslöst, in einen Gegensatz zu diesen gerät und eine besondere Kultur begründet. Ob es tatsächlich zu Veränderungen der politischen oder ökonomischen Strukturen kommt, hängt davon ab, ob sich die Revolte mit gesellschaftlichen Bewegungen außerhalb ihres anfänglichen Kreises trifft, und davon, wie das Parteiensystem auf die Revolte reagiert.

In unserem Land sind die Studenten, abgesehen von den zuerst überschätzten „Septemberstreiks“, allein geblieben, während der Mai '68 spontan von den Arbeitern durch Arbeitsniederlegungen gegen die Regierung De Gaulle unterstützt wurde. In beiden Ländern hat das Parteiensystem, auf unterschiedliche Weise, seine spaltende und dämpfende Wirkung auf die Revolte ausgeübt. In Frankreich spalteten die KPF und die PS die Bewegung. Die KP dämpfte die Revolte und förderte damit den Versuch der Sozialdemokraten und ihrer Gewerkschaften, sich aus der Revolte neues Blut zuzuführen. In dieser Parteiform, welche der Mai '68 in Frankreich angenommen hatte, starb er mehrere Tode — über das Scheitern des Volksfrontbündnisses, den Auszug der Kommunisten aus der Regierung Mitterand bis hin zum Zerfall der KPF.

In der Bundesrepublik ist es unter dem Einfluß der SPD dahin gekommen, daß über Jahre hinaus die Frage „Reform oder Revolution?“ zur Hauptfrage der Revolte wurde. Sie hat ihre Wirkung der Ablenkung und der Spaltung nicht verfehlt. Eine eigenständige Partei der neuen Linken ist, in Gestalt der Grünen, erst mit zehnjähriger Verspätung entstanden. Historische Veränderungen gelingen selten im ersten Anlauf. Sie bedürfen der wiederholenden Übung und vollziehen sich häufig kumulativ. Radikale Veränderungen lassen sich daher auch durch zeitliche Verzögerung und Entzerrung verschiedener und sozial wie kulturell voneinander getrennter Revolten verhindern, die erst durch ihre Überla-

gerung, also wenn sie zu einer Zeit zusammenkommen und sich gegenseitig verstärken, zu einem „Strukturbruch“ in der gesellschaftlichen Entwicklung führen könnten. Die Aufeinanderfolge, gegenseitige Ignoranz oder gar Behinderung oppositioneller Bewegungen in der Bundesrepublik der 70er und beginnenden 80er Jahre ließe sich als eine solche Entzerrung und Entschärfung von Revolten nach '68 deuten.

Gleichwohl wirkt '68 nach wie vor als eine Art Konserve radikaler Veränderungen. Was bedeutet es, daß die Hälfte der grünalternativen PolitikerInnen ihre Politisierung 1968 durchmachte? Ohne die Erfahrung der Jahre '68 bis '73 gäbe es keine grüne Bewegung, die sich, im Ansatz, quer zu den Gräben von damals verhält.

Die neue Linke, die 1968 ihren ersten Höhepunkt und den Beweis ihres internationalen Charakters erlebte, war in einigen ihrer Züge stärker auf massenhafte Wirkung angelegt als die Linke der beginnenden 70er Jahre. Das wird nur verdeckt durch die von der bürgerlichen Presse breitgetretenen Seiten des Bürgerschrecks und der sektiererischen Abkapselung. Wir brauchen nur daran zu denken, daß mit der „antiautoritären Erziehung“ ein Thema angeschlagen war, das bis in den hintersten Winkel des Landes wirkte, weil es die alltäglichen Konflikte in Familie und Schule traf und weil es eine Verbindung zwischen Alltagsmoral und „großer Politik“ (faschistische Vergangenheit und „CDU-Staat“) herstellte. Viele von uns haben damals nicht verstanden, daß der moralisch-politische Diskurs einer Ulrike Meinhof oder einer Gudrun Ensslin nicht nur unter dem Gesichtswinkel gehört werden kann, ob er die Gesellschaft so gut durchleuchtet wie es das „Kapital“ von Marx tat, sondern auch unter der Frage, wie weit er in die alltäglichen Denk- und Lebensweisen breiter Bevölkerungskreise einzugreifen fähig sein könnte.

Überhaupt scheint mir heute, daß die Linke von '68 in ihrer buntscheckigen Zusam-

Gegenüber 1968 hat sich die Fähigkeit, in gesellschaftliche Prozesse treffsicher einzugreifen, enorm erhöht. Damit ist aber auch die Angst vor Selbstauflösung und Identitätsverlust gewachsen. Viele haben in Wirklichkeit mehr Angst vor der eigenen Courage als vor der Stärke des politischen Gegners. Die Kräfte sind gewachsen, in vielem wissen wir aber nicht, wohin damit.



Hermann L. Gremliza

Lechts und Rinks

Was Lafontaine letztlich mit seiner Intervention gewollt hat, wird die Gewerkschaften nicht mehr in Ruhe lassen... Denn die Gewerkschaften sind zu Hemmnissen jeder Wirtschafts-, Sozial- und Lohnpolitik geworden, die versucht, die Bedingungen des Wirtschaftens und Arbeitens den Änderungen der Technik und neuen Wünschen der Menschen anzupassen. Die Grenzen der Machtansprüche wollte Lafontaine jetzt ziehen.

Wirtschaftsredakteur B. in der »FAZ«

Lafontaines Intervention setzt die ureigenste Klientel der Sozialdemokraten, die Gewerkschaften, unter einen programmatischen Modernisierungsdruck.

Gewerkschaftsredakteur K. in der »TAZ«

Nein, es ist garnicht lustig, immer nur recht zu bekommen. Noch die bittersten Prognosen verdanken sich doch dem Wunsch, das böse Ende, das sie vorhersagen, durch die Vorhersage abwenden zu helfen. Und was tun die verlorenen Söhne, deren Vaterschaftsprozeß man so lange gegen ihren Willen geführt hat? Stürmisch umarmen sie den gerührten Papa: Wir wollen sein ein einig Volk von Modernen...

Zurück bleiben Erinnerungen an den Ausflug, den sie vor zwanzig Jahren angetreten haben — in jene fremde Welt der Marx-Grundkurse, der Klassenanalyse, der internationalen Solidarität; später der anti-autoritär-spontaneistischen Tunix-Society; zuletzt der neuen sozialen Bewegungen. (Was ist eigentlich aus denen geworden? Vor fünf Jahren standen sie doch gerade vor der Eroberung aller Macht?) Nun aber beginnt der Ernst des Lebens: Vorbei das Klassenkampf-Spielen, das Theoretisieren, das kindische Einteilen der gesellschaftlichen Kräfte in rechte und linke — jetzt heißt es »Strukturen aufbrechen«, »Denkanstöße geben«, »Gruftis« von modernen Menschen scheiden. Demnächst skandieren der ehemalige antirevisionistische Vorsitzende der Jungsozialisten und der ehemalige Barrikadenkämpfer zusammen mit dem Bundesminister Bangemann vor dem HBV-Konzern: Kaufrausch ohne Pferdefuß/Nieder mit dem Ländenschluß!

Woran das liegt? Es ist nicht zu sagen, ohne für meschugge gehalten zu werden: am Imperialismus. Irgendwann auf ihrem mittelfristigen Marsch um und in die Institutionen haben die Rebellen aller Art zu ahnen, zu spüren und (einige) auch zu begreifen begonnen, daß es sich in dieser Bundesrepublik — trohitz aallem — ganz gut lebt, nämlich besser als anderswo, und daß dies irgendwas mit dem Erfolg der BRD-Wirtschaft auf dem Weltmarkt zu tun hat, mit den sogenannten Exportüberschüssen, durch die viel Geld ins Land kommt, das natürlich, bedauerlicherweise, anderen weggenommen werden muß. Vor der Frage: Freiheit der Völker von Ausbeutung oder billige Orangen auf dem Wochenmarkt ging die internationale Solidarität in die Binsen. Wer wollte wirklich die bunte Konsumwelt gegen einen Lebensstandard nach DDR-Maßstäben eintauschen? Na also.

Und so machte man sich daran, mit den vorhandenen Mitteln, nach deren Herkunft nicht mehr gefragt wurde, weil man die Antwort ahnte oder schon kannte, die im Miefstil der Vergangenheit gehaltene Inneneinrichtung der BRD mit allerlei modischen Konzepten und Entwürfen aufzumöbeln. Das Vielfach preisgekrönte Design hieß »politische Kultur«. Solange nämlich alte Nazis hohe und höchste Ämter besetzt hielten, der Präsident des Ganzen gar ein früherer SAMann war, gebot ein Schamrest, das Bekenntnis zu »unserem Staat« nicht allzu demonstrativ abzulegen. Auch das ging vorbei. Und als erst ein soigniert-evangelisch-nachdenklicher Ex-Manager der chemischen Industrie — aus der selben Partei zwar wie sein Vorgänger und für die selbe Klasse tätig, aber eben: wie — zum höchsten Repräsentanten gewählt war, da durfte man endlich ja sagen, sogar ein bißchen stolz sein auf diesen Staat, der nun — nehmt alles nur in allem und Blüm in Chile dazu — auf dem besten Weg war.

Bis auf diese häßliche Geschichte mit den Opfern, die das »moderne Deutschland« produziert und die nicht so leicht übersehbar sind wie die Hungernden und Krepierenden in Indien, Angola, Salvador...: zweieinhalb Millionen registrierte Arbeitslose, dazu noch einmal eine Million, die nicht mehr mitgezählt wird. Und die häßlichere Tatsache, daß unter der Herrschaft des Kapitals daran nichts zu ändern ist. Massenarbeitslosigkeit gehört zu dieser Gesellschaftsform wie die Folter zu Pinochet — es geht nicht ohne. Was Lafontaines Vorschlag, dem die geteilte Nation so ungeteilten Beifall spendet, bedeuten würde, mußte ausgerechnet Arbeitgeber-Präsident Murmann vorrechnen: Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich hieß Einkommenseinbußen, Kaufkraftverlust und Schwächung der Binnennachfrage. Mit der von Murmann nicht ausdrücklich genannten Folge: weitere Entlassungen. Die absurde Vorstellung, die Unternehmer ließen sich durch Lohnverzicht zu Neueinstellungen verpflichten, hielt Murmann nicht einmal der Gegenrede für wert.

Und doch freut sich der Arbeitgeber-Präsident, freuen sich Strauß und Geißler, Klose und Willi Hoss, Springer, Burda, Bertelsmann. Nicht über den Vorschlag, der

älter ist als die ältesten Enkel, sondern über den, der ihn jetzt aufgewärmt hat. »Ich predige das schon lange«, sagt zurecht Blüms Nürnberger Arbeitslosenzähler Franke, »aber wenn ein Sozialdemokrat sowas sagt, dann hat das natürlich eine ganz andere Wirkung.« Was mag das sein, das eine größere Wirkung hat, wenn es einer sagt, der nichts zu sagen hat, weil er weder in der Bundesregierung sitzt noch in der Verhandlungskommission von Gesamtmetall?

Lafontaine ist stellvertretender Vorsitzender der SPD, und dieser Partei gehören die meisten Funktionäre der Gewerkschaften an. Und jetzt, da die neuen sozialen Bewegungen sich verlaufen und die letzten Rebellen sich zum Mitmachen entschlossen haben, wird deutlicher als zuvor erkennbar, daß diese Gewerkschaften, seien sie noch so verkrustet, bürokratisiert, oft auch korumpiert, die einzige nennenswerte gesellschaftliche Formation sind, die den Weg zum »modernen Deutschland«, zum urbanen, weltoffenen, schicken Musterstaat (des Imperialismus) noch blockiert, weil sie — eher ungewollt als gewollt — etwas organisiert und in seiner Identität erhält, was es in der modernen Gesellschaft nicht geben darf: die Arbeiterklasse. Daran etwas zu ändern, kann nur der Sozialdemokratie gelingen. Deshalb Straußens neckisches Wort, er wolle Lafontaine nicht zu sehr loben, um ihm und seinem Vorschlag nicht zu schaden.

Wie sich der Saar-Louis seine modernisierten Gewerkschaften vorstellt, ist dort nachzulesen, wo er sein Programm abgeschrieben hat: bei Fritz W. Scharpf, dem Direktor am Kölner Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung. Sozialdemokraten und Gewerkschaften müßten, so Scharpf, die Fähigkeit entwickeln, »allen Arbeitnehmern durch höhere Steuern und durch den Verzicht auf Arbeitszeitbestandteile und Einkommenszuwächse den notwendigen Solidarbeitrag für die Teilhabe aller Arbeitswilligen am Arbeitsleben abzuverlangen«. Auch das Schweinewort von den »privilegierten Arbeitsplatz-Besitzern«, das Kohl und Blüm und Lafontaine so gern gebrauchen, fällt wieder. (Soll doch so ein »Besitzer« mal versuchen, »seinen« Arbeitsplatz zu verkaufen!) Kurzum: Arbeitslosigkeit ist nicht Produkt kapitalistischer Wirtschaftsweise, sondern Schuld gewerkschaftlicher Politik. Diese muß sich ändern, und zwar so, daß sie den »Sozialismus in einer Klasse« (Scharpf) verwirklicht. Aus dem Absurden übersetzt: daß die Gewerkschaften aufhören, die Arbeiter zum Kampf um Arbeit und Lohn gegen die Unternehmer zu führen, und sich darauf zu beschränken, die zugewiesenen Rationen solidarisch unter die Arbeiter zu verteilen — als Sozialhilfsverein auf Gegenseitigkeit.

Letzte Meldung: Was der eine stellvertretende Vorsitzende kann, kann der andere auch: »Johannes Rau hat signalisiert, daß die SPD bereit ist, Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1989 für eine zweite Amtsperiode wiederzuwählen. Otto Schily (Grüne), Anke Fuchs (SPD), Ernst Albrecht (CDU) und Hildegard Hamm-Brücher (FDP) unterstützen den Vorstoß.« Rechts und links: das »moderne Deutschland«.

mensetzung mehr dem heutigen radikalen Potential entspricht als die sich ausdifferenzierende Linke der 70er Jahre. Nur ein weiteres Beispiel dafür: „Weder Ost noch West“ war die Parole von Rudi Dutschke und anderen. Anti-Vietnamkriegskampagne und Protest gegen den Einmarsch von Truppen des Warschauer Pakts in Prag 1968, das war die neue Linke von 1968. Sie verstand sich als Internationale gegen die Mächtigen — von Berkeley über Paris, Berlin, Prag bis nach Peking. Von diesem Selbstbewußtsein einer Bewegung quer zu den Fronten ist hernach — auch unter dem Einfluß der „neuen Ostpolitik“ der Regierung Brandt-Scheel — vieles verlorengegangen.

Sind wir auf ein neues '68 vorbereitet?

Die Geschichte gesellschaftlicher Veränderungen stellt sich, wie ich angedeutet habe, als kumulativer Lernprozeß dar — nicht im Sinne der Anhäufung und Verknüpfung bewußter Einsichten, sondern im Sinne einer strukturellen Anreicherung von Erfahrungen und Fähigkeiten. Menschen, die schon einmal die Erfahrung der Spaltung einer Revolte gemacht haben, können in einer neuen Revolte auf diese Erfahrung zurückgreifen und sich vielleicht gegen Spaltungen verhalten. Menschen, die in der Analyse gesellschaftlicher Zusammenhänge erfahren sind, werden sich in einer politischen Krise verhältnismäßig rasch zurechtfinden und zu vernünftigen Schlußfolgerungen gelangen. Die Bedeutung historischer Erfahrung läßt sich an Sequenzen von Revolten — beispielsweise in Polen — gut studieren.

Von daher müßte ich zu dem Schluß kommen, daß wir auf eine politische Krisensituation (einschließlich der Möglichkeit einer Revolte von rechts) heute besser vorbereitet sind als '68. Ich denke allerdings ganz im Gegenteil, daß dem nicht so ist. Und das liegt nicht daran, daß meine Überlegungen über die Stärken der Linken und Alternativen falsch wären, sondern daran, daß die Fähigkeiten fehlen, diese Stärken zu nutzen. Ist das nicht ein Widerspruch in sich?

Ja und nein. Es ist ein Widerspruch, der daraus resultiert, daß die Bedingungen der Möglichkeit einer radikalen, auf gesellschaftliche Strukturveränderungen zielenden Politik nicht hinreichen, um eine solche Politik in Gang zu setzen. Viele grüne PolitikerInnen würden eine neuerliche Revolte als „Störung“ ihrer ordentlichen Parlamentsarbeit und als „Gefährdung“ ihrer politischen Reputation erfahren. Sie würden, wie 1968 viele SPD-Leute, zwischen Dämpfung der Revolte und Anbiederung an diese hin und her schwanken. Vielleicht spitzen sich Krisen in auseinanderliegenden gesellschaftlichen Bereichen zu, sagen wir in „rückständigen“ Industrien und im öffentlichen Dienst. Würden wir es diesmal schaffen, was die Krisenbranchen angeht, zwischen der politischen Bedeutung radikalisierten Kämpfe und der Frage nach der historischen Perspektive der betreffenden Arbeit(-splätze) zu unterscheiden? Würde es gelingen, die auseinanderliegenden Kämpfe untereinander zu vermitteln und ihre Gesamtwirkung zu verstärken? Oder würden die verschiedenen Strömungen der Linken

wiederum ihre Kämpfe gegenseitig dämpfen — „Arbeiterklasse“ gegen „Intelligenz“, des „20.“ gegen das „19. Jahrhundert“ et cetera?

In den Schlüsselkonflikten der Linken scheint es einen übermächtigen Wiederholungszwang zu geben, der in der Diskussion über die Gewaltfrage ebenso herrscht wie in der Parlamentarismusdebatte, wie an der Front „Ökonomie gegen Ökologie“. Offenbar sorgen mächtige Mechanismen der politischen Wahrnehmung und der politischen Kultur dafür, daß Denken und Handeln angesichts bestimmter Widersprüche immer wieder auf bereits gescheiterte Muster (Diskurse) zurückgreifen, um wiederum zu scheitern.

Ich behaupte, daß diese Zwänge weniger mit „Stärke oder Schwäche der Linken“ in der Gesellschaft zusammenhängen, sondern vielmehr mit den innerlinken Machtverhältnissen und Verkehrsformen. Am Anfang der 68er-Bewegung stand die feste Überzeugung,

aber nur soweit die Rason der Institution und der Schlipps der linken Oberen nicht bekleckert werden. Andere Lebensformen — ach, sind doch schon vielfach erstickt und zugunsten der „bewährten“ Formen für Erwachsene verlassen.

Wer einen Blick auf die Struktur der Konflikte wirft, von denen eine Reihe von linksalternativen Projekten in der letzten Zeit geschüttelt wurden, der stößt immer auf dieselben Muster: Linke Machthaber verwalten ihre „Kollektivprojekte“ wie ihr Eigentum, Neuerungen werden als Abweichungen denunziert, unter Streß greift man auf diejenigen Verhaltensmuster zurück, die am bequemsten und am „sichersten“ scheinen. Ich glaube nicht, daß hier Wünsche und Appelle viel ausrichten können. Gerade das schwerste, das für den Weg notwendige Stück Selbstveränderung, kann nicht willkürlich „eingeführt“ und dekretiert werden. Wahrscheinlich kann nur ei-

HEISSER FRÜHLING '68

Ein Polizeipferd erinnert sich mal wieder



daß auf Dauer gegen das System nur etwas auszurichten sei, wenn Formen der Selbstveränderung in die Institutionen der Radikalen eingebaut werden: gegen Machthierarchien, gegen Lüge und Betrug, gegen die Überwucherung der Strategie durch die Taktik, gegen den alltäglichen Opportunismus, gegen die Macht der Gewohnheit.

Auf diesem Gebiet ist die Stimmung längst in Selbstironie und gar Zynismus umgeschlagen. „Basisdemokratie“ — ein Schimpfwort für Klüngeldiktatur, sagen viele. Rotation der Funktionsträger — eine „linke Kinderei“ angesichts des Ernstes der Staatstätigkeit, sagen manche. „Alle sollen alles wissen“ — eine überschwängliche Parole, häufig nur als Selbstberuhigung der Mittelmäßigen beleumundet. Nichtrepressive Toleranz — gewiß,

ne mitreißende oppositionelle Bewegung der kollektiven Mut machen, der nötig ist, um auch innerlinke Tabus einzureißen und die Politikformen selbst zu verändern. Darauf vorbereitet zu sein, ist wichtig. □

68 ■ 78 ■ 88

Das Ende der Gelassenheit

oder

Warum ich lieber hysterisch bin

Von Joseph v. Westphalen

Das Umdenken und das Umwerten der Werte hält lebendig.

Weniger ~~komisch~~ ist es, wenn man zum Umwerten gezwungen wird. 1945 mußte ein beträchtlicher Teil der Deutschen einsehen, daß sie einer verheerenden Ideologie aufgesessen waren und die übelste Rolle gespielt hatten, die je ein Volk gespielt hatte. Ein kleiner Teil der Amerikaner sah nach Watergate kurzfristig ein, daß Vietnam nicht etwa nur ein strategischer Fehler, sondern ausgewachsener Völkermord gewesen war.

Nach der Ölkrise 1973 kam dann der Wohlstands- und Ökoschock. Vorbei die unbeschwerte Zeit der Plastiktüten, der schönen Verschwendung und der munteren Autobahnraserei. Voreilig machten die ersten Porschefahrer Selbstmord. Sie waren nicht bereit, auf den Wert der Geschwindigkeit zu verzichten. Sie hätten sich lieber auf die Automobillobby verlassen sollen, die erfolgreich für das freiheitliche Ausfahren ihrer Spitzenmodelle intervenierte, intrigierte und schmierte.

Alles längst historisch. Und nun ist nach der Chemie die Kernphysik dran. Die Atomspalterei hat sich als Schweinerei erwiesen.

Daß die Sache faul ist, wußten wir schon immer.

Aber wie ist es mit uns, meine Damen und Herren, die wir doch alles wußten. Wir wußten, daß deren Politik zum Himmel stinkt; und wir wissen seit Jahren, daß das Wort »kriminelle Vereinigung« sehr milde die Leute beschreibt, die seit Jahrzehnten das Sagen haben. In diesem wesentlichen Punkt wenigstens brauchen wir nicht umzudenken.

An der Macht sind Totalversager, die nichts im Griff und nichts begriffen haben. Wenn die Brennstäbe in unserer näheren Nachbarschaft durchschmelzen sollten, wenn uns die Sprengköpfe der Supermächte um die Ohren flögen, würden sie in ihren Bunkern hocken und übers Fernsehen in den wegen einem Fußballspiel verschobenen Nachrichten denselben konfusen Beschwichtigungsterror ausüben: unsere Sorge sei verständlich, aber völlig überflüssig. Nur keine Panik, nur keine Hysterie.

Das ist das Stichwort. Vor Hysterie haben sie Angst. Und wovor die Angst haben, das kann für uns nur gut sein. Nur fällt es uns gar nicht so leicht, hysterisch zu werden. Und hier endlich ist der Punkt des peinlichen Umdenkens.

Gelassenheit war nämlich bisher unser schönes Lebensprinzip. Wir haben uns daran gewöhnt, die Regierenden für Popanze zu halten. Wir haben ihnen natürlich niemals ein Wort geglaubt, und keiner von uns hat ihnen auch nur Bruchteile jenes Vertrauens geschenkt, um das sie in ihren dreckigen Wahlschlachten mit falschem Schweinsblick buhlen; aber wir haben sie auch nicht ernst genommen.

Wir waren gern sensibel und nervös. Aber das genügt nicht. Sensibel sind heute Börse und Wirtschaft. Die darf man beim Wachstum nicht stören. Sonst kollabieren sie angeblich. Wir müssen hysterisch sein. Mit ausgewogener Umsicht kommen wir nicht mehr weiter.

Die Politik der letzten Jahre war weltweit faul wie der Nationalsozialismus. Zweifellos eine hysterische Behauptung. Und schon deswegen nicht ohne. Die Nazis haben die Massenvernichtung systematisch betrieben, die Machthaber von heute

nehmen die Massenvernichtung systematisch in Kauf. Ich kann darin nur wenig Unterschied sehen. Die Nazis töteten ihre Feinde mit gezielter Bösartigkeit, die adretten Leute von heute sind in der Lage, Freund und Feind mit zielloser Dummheit auszurotten. Wenig Fortschritt. Im Gegensatz zu den KZs mit ihren Brennöfen wurden Sprengköpfe, Brennstäbe und Giftgasgranaten, zwar unter unserem Protest installiert, aber jetzt, wo sie dasind, ertragen wir sie auch wie die Schafe. Es geht überall zu wie in großdeutschen Zeiten.

Es war fahrlässig, gedehnten Blicks zuzusehen, wie die Politiker fahrlässig wirtschaften. Sie sind Irre, aber nicht von der harmlosen Sorte. Auf ihre Beruhigungsversuche muß mit Hysterie geantwortet werden. Dem sind sie nicht gewachsen. Ihr fortwährender Aufruf zur Gelassenheit ist nichts als der infame Zuspruch der Metzger, die ihr Vieh ohne störendes Gequietsche zur Schlachtbank führen wollen. So haben uns die neuen Herrscher nicht nur die Luft, das Wasser und den Boden versaut, sondern obendrein einen ehrwürdigen Begriff und eine noble Haltung, mit der man seit der griechischen Antike gut über die Runden kam. Aber vielleicht war in dieser angenehmen stoischen, eleganten, unechauffierten, geradezu herrschaftlichen Haltung von Anfang an der Wurm?

Gelassen zieht der Mann ins Feld und läßt sich abknallen. Umkehr ist seine Sache nicht. Nur nicht die Ruhe verlieren. Wer flieht, ist feige, und wer kein Atomgemüse ißt, ist selber schuld.

Dann lieber noch die als weibisch geltende hysterische Reaktion; sie ist strapaziös und nervtötend, aber sie schadet nicht. Zum rechten Zeitpunkt hamstern, fliehen, aufheulen kann sehr nützlich sein. Doch bitte vorher noch mit gellendem Gekreisch verseuchtes Blattgemüse in die Gesichter der Minister stoßen.

~~Beobachtet~~ Ist es an der Zeit, die Gelassenheit fahrenzulassen. Sie ist ein Luxus, den man sich im Augenblick nicht leisten kann. Ich jedenfalls habe beschlossen, mich zu echauffieren. Ich will nicht länger zusehen.

Schluß jetzt. Lieber aufheulen vor Wut, als diese unverschämte Aufführung länger hinnehmen. Wir Dandys sind vornehme Beobachter eines erbärmlichen Spektakels gewesen. Wenn wir eines gelernt haben, dann ist es exakte Beobachtung. Nun werden wir das Geschmeiß züchtigen. Wir werden die Figuren als das erscheinen lassen, was sie in Wahrheit sind: als halbtote Qualle (Genscher), als zerquetschte Schabe (Stoiber), als räudige Kellerassel (Zimmermann), als pilzbefallener Schimpanse (Riesenhuber). Sie werden alle drankommen. Wir werden sie auf die Bühne zerren und mit unseren Worten entkleiden. Wir müssen ausfällig werden. Es hilft sonst nichts. Wir werden ihre mürben weißen Ärsche aufleuchten lassen. Unser hübscher Spazierstock aus Mahagoni oder Ebenholz mit dem feinen Elfenbeingriff ist nun nicht länger dazu da, um gelangweilt zwischen den Fingern gedreht zu werden. Wir werden ihn auf den Schweinsärschen unserer Feinde tanzen lassen, und es wird eine Freude sein. Sie werden nach ihren Anwälten schreien, aber die werden nur die Schultern zucken. Denn sprachliche Züchtigungen lassen sich nicht als Behauptungen unwahrer Tatsachen deuten.

Es wird heißen, daß wir ihnen so nicht beikommen, aber wir werden ihnen so lange ins Ohr schreien, wie häßlich sie sind, bis sie unter dem Respektverlust und unter ihrer Würdelosigkeit verzweifeln und den Tag ihrer Wahl verfluchen. Wir dürfen

nicht kühl und gelassen bleiben. Wir müssen uns echauffieren. Sie werden sich die Ohren zuhalten und nach ihren Müttern rufen, aber die Mütter werden ihre Ausgeburten längst verflucht haben. Und wir werden ihnen die Hände von den Ohren reißen. Ein paar besonders Unverschämte werden ihre Wehklagen unterbrechen und uns Nazimethoden vorwerfen; dafür bekommen sie extra zwei Dutzend Hiebe auf die Fußsohlen, bis ihnen der grundlegende historische Unterschied klar wird oder sie ihn zumindest auswendig hersagen können: Der Faschismus ist die unerträgliche Beseitigung von Ohnmächtigen durch einen perversen Machtapparat; was hier stattdessen geschieht, besitzt die Schönheit des Widerstands: Die korrupte Macht erfährt endlich ihre angemessene Bestrafung.

Sie haben mit unserer lebenslangen Zurückhaltung gerechnet, nun sind sie unserem Wutanfall nicht gewachsen. Immer wollen sie von der Bühne hoppeln und sich verkriechen, aber immer treiben wir sie zurück mit unserem feinen Stöckchen; denn nach Gnade ist noch lange nicht zumute. Wir ziehen dem feistwattigen Kanzler und der feistwattigen oder auch ausgedörrten Schar von Ministern und Ministerpräsidenten schwarze Nylonstrümpfe und Strumpfhalter an. Ihr Fleisch wird über die Ränder der Strapse und Schlüpfer quellen, und dieser Anblick wird selbst diejenigen Liebhaber des bayerischen Ministerpräsidenten Strauss, die diese Jammergestalt hartnäckig als den letzten Tupfen Farbe in der grauen Welt der Politik verteidigen, als vergreisten Mastochsen erscheinen lassen.

Das Volk ist nur noch mit drastischen Vorführungen zur Vernunft zu bringen.

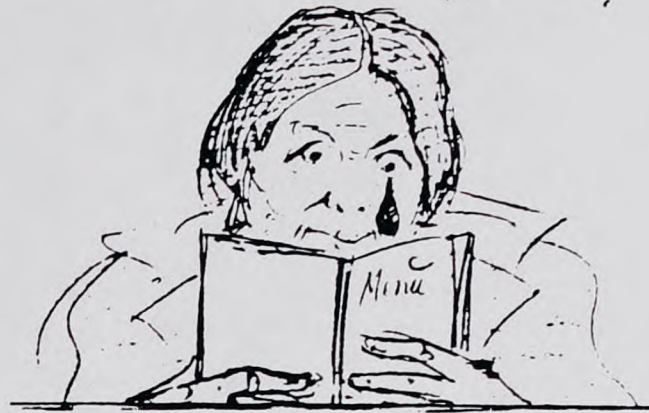
Es ist lächerlich, gegen diese Leute Argumente vorzubringen. Man muß sie lächerlich machen, und zwar mit allen Mitteln. Da sie selbst infame Lügner sind, kann guten Gewissens mit infamen Mitteln gearbeitet werden. Und wenn es der Anblick der Pickel auf ihren Ärschen ist, der einigen dumpfen Staats-

bürgern den Glauben an die Gewählten austreibt, dann ist auch das recht.

Daher werden wir sie zwingen, sich ihre Ärsche zu schlecken. Es ist die alte geniale Nummer der Aufklärung. Die Realisierung einer klassischen Metapher. Und wenn dem Strauss die ohnehin völlig folgsamen Goethe-Institute neuerdings nicht mehr loyal genug sind und wenn er darüberhinaus fordert, die Kultur habe sich nach politischen Mehrheiten zu richten, dann ist es an der Zeit, ihn jetzt auf unserer Bühne an den vor ihm knienden Pinochet heranzuführen. Und wir werden unerbittlich darauf bestehen, daß die Urfassung von Goethes Götz von 1773 vollzogen wird, daß der bayerische Ministerpräsident *im* und nicht am Arsch den chilenischen Schergen schleckt. Und Pinochet wird im Arsch des amerikanischen Präsidenten schlecken müssen. Die Ansicht des schlaffen US-Hinterteils wird übrigens dem Publikum endlich die wahre Verfalltheit dieses Mannes vor Augen führen, dessen gestraffte Gesichtszüge immerfort jugendfrische Drahtigkeit vortäuschen.

Die ganze Bande führen wir langsam an Leinen im Kreis herum. Alle auf den Knien. Auch Helmut Schmidt und Richard Nixon sind dabei, so schnell vergessen wir nicht. Bangemann, diese aufgedunsene Made, kriecht hinter Botha, und wir müssen wieder einmal von unserem Stöckchen Gebrauch machen, weil er das Götz-Zitat nicht korrekt ausführen mag: *im* Arsch ist zu lecken. Es ist kein Spaß. Es ist zum Kotzen. Es ist kein Vergnügen, in dieser degoutanten Politrevue Regie zu führen. Aber irgendwer mußte die politische Dekadenz mal irgendwie sichtbar machen. Und wir werden das Stück so lange aufführen, bis keiner der Dargestellten sich jemals wieder in der Öffentlichkeit sehen lassen kann.

Alles von toten
Tieren!

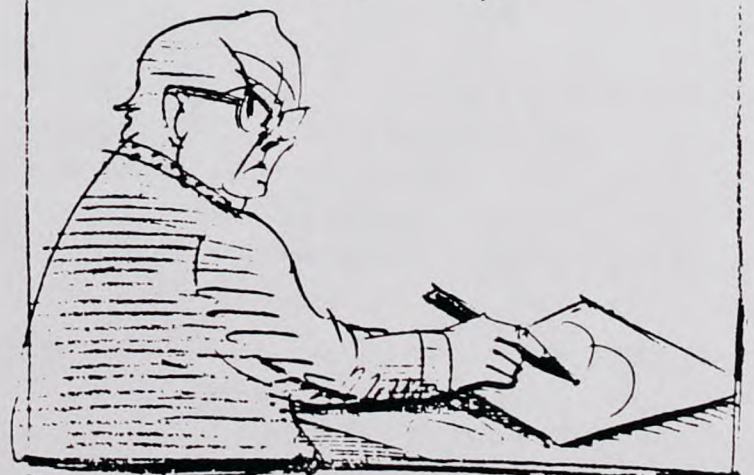


Livise Rinser liest die Speisekarte



Peter Handke liest Peter Handke

Sifara!



Arno Schmidt liest Karl May

haupt hatten sie auch ihre durchaus fertigen, selbständigen Seiten. Am Fahrkartenschalter, im Kleiderladen, bei der Behörde traten sie mit einer Sicherheit auf, von der wir in ihrem Alter nur hätten träumen können. Von den Erwachsenen von gleich zu gleich behandelt zu werden schien ihnen selbstverständlich; denn mit recht fühlten sie sich ihnen nicht nur ebenbürtig, sondern in Vielem auch überlegen. Vor dem, was wir unter Liebe verstanden, rissen sie nur Mund und Augen auf: sie konnten weder ihre Verstoßung in die Tiefe und Verbotenheit begreifen noch deren gefühlkalte Umkehrung auf dem Kontakthof. Ohne rechte Überzeugung stocherten die Buben skeptisch in ihrer Männlichkeit herum, als wollten sie ausprobieren, was von dieser vorzeitlichen und verwitterten Prägeform für sie noch taugte; ihre Freundinnen schwankten, ob sie sie damit aufziehen oder bemitleiden sollten, hatten sich ihrerseits gegen ihre Mißdeutung als Hohlkörper oder bloße Anhängsel zu wehren und verbaten sich energisch jede Vereinnahmung.

Dann fanden sie den Ausweg: sie griffen zu den absurdesten und grellsten Schablonen, die sie aufgabeln konnten, führten sich vor als Sexflöten oder Medusen, als Lederkumpane, Troßweiber, Paradiesvögel, Dandies und Hermaphroditen, und hinter diesen Masken verständigten sie sich, geheimnisvoll und Komplizenhaft, kichernd und flüsternd; uns aber hielten sie ihr fremdes Äußeres herausfordernd entgegen und fragten uns so, *wer ich bin? Da kannst du lange raten...*

Und tatsächlich drang von ihrer so geschützten inneren Mitte auch nur wenig nach außen. Klar war nur ihre Entschlossenheit, sich nicht wie wir lebenslang in eine oder zwei Dauerrollen hineinquetschen zu lassen, an ihrem kindlichen Vermögen zur Verwandlung, das ihnen in keinem inneren Einbruch zerschlagen worden war, festzuhalten: als hätten sie verstanden, daß das Spielen mehr sein kann als eine bloße Freistadt und Enklave im Wirklichen — dieses vielmehr nur ein versteinertes und verdorbenes Spiel, in dem die Rollen sich der Person bemächtigen statt umgekehrt, wo *mit* statt *von* den Spielern gespielt wird. Nie haben sie aufgehört, auf einem Bein den Gehsteig entlangzuhüpfen, einander anzuknurren und böse in die Seite zu knuffen, um gleich darauf schallend darüber zu lachen, und sogar ihr Unglück und ihre Verdrossenheit sah nie ganz aus, als wären sie ganz davon ergriffen.

Damit versuchten sie auch, uns die zwei Spiele plausibel zu machen, die uns an ihnen am meisten verstörten: wir konnten nicht verstehen, wieso sie in ihren Automaten geradezu süchtig mit Raketen ballerten, Planeten zerplatzen ließen, Autos zu Klumpatsch fuhren; und sich, unter munterem Gequietsch und Gejohle, nicht daran sattsehen konnten, wie Videoblut quer über den Monitor spritzte, abgerissene Beine von Blutsaugern aus Plastik schmatzend vertilgt wurden. *Wovon seid ihr nur so sadistisch und fühllos geworden?* fragten wir sie betrübt, *dabei haben wir euch so behutsam sozialisiert!* — Und wohin sonst

mit den Bildern, die ihr uns dabei eingedrückt habt? antworteten sie ungerührt, *erledigt man die nicht besser im Als-Ob, statt daß man sie wahrmacht? Probiert das ruhig auch mal aus!*

Wie klug sie doch waren, wie mutig und hilflos, wie entschieden und wirklichkeitsfremd! Denn sie lebten in einer anderen, zu der unseren mehr und mehr verschobenen Welt, in der die alten Gräben und Grenzen zunehmend verblaßten und sich verflüchtigten. So lernten sie die unsere durchschauen und meiden. *Ihr denkt immer so inhaltlich!* maulten sie — und tatsächlich schienen sie die Muster und Macharten dessen, was ihnen begegnete, so deutlich wahrnehmen zu können, wie wir einen Gartenstuhl oder Regenschirm.

Wenn sich überhaupt zusammenfassen läßt, worauf sie hinauswollten, dann war es das *Künstliche* — also weg von allem, was uns unverrückbar, selbstverständlich und zur schlechten zweiten Natur geworden war. Sie ernährten sich am liebsten von gefärbter Chemie, schminkten sich dreieckige Augen, rasierten sich bis hoch in die Stirn Zacken ins orange-grüne Haar, und fühlten sich wohl nur im Glitzerschloß ihrer Disko oder dem im Walkman mitgetragenen dröhnenden Schallraum. Solche Kunstübungen nannten sie, um zu bezeichnen, wie übermächtig und bis in ihre Sinne sie davon angelockt waren, *affengeil* — aber so keß und flappsig das Wort, so alt und bewegend die Sache: sie konnten dem *Schönen* nicht widerstehen, von dem sie wohl wußten, daß es sich auch aus dem Häßlichen und Entstellten errichten läßt — und alles andere schien ihnen von uns durchtränkt und abgebraucht. Ob sich dahinter noch einmal und wieder das Bild von einem Zusammenleben verbarg, das den Gesetzen der Kunst folgt, wie es aussah, und ob es ihnen bestimmt war, es ins Werk zu setzen? Das stand dahin. Geschichte geht langsam. Wir jedenfalls haben ihnen wenig dabei geholfen, sich zurechtzufinden, dafür sie uns umso mehr: denn sie haben uns vor Augen geführt, daß unser Zeitalter zuendeging, und daß jetzt, wenn überhaupt noch etwas, das ihre begann.

FASS BIN ICH?

A: Sie strahlen ja so. Was ist denn mit Ihnen los?

B: Ich habe endlich eine Arbeit gefunden. Ich kann es immer noch nicht fassen.

A: Wo arbeiten Sie denn?

B: Bei Transnuklear, als Atomultifahrer.

A: (ironisch) Dann machen Sie aber um Himmels willen kein Faß auf.

B: I wo. Ich arbeite doch in der Atommafiaschmiergeldabteilung.

A: (ironischer) Oha, da werden Sie ja sicher schwer angereichert.

B: Da können Sie Dioxin drauf nehmen. Aber ich muß jetzt los, noch ein paar (laut) Entsorgungen machen.

(A und B ab)

Danach lustiges Atomschmähliedpotpourri mit Klavierbegleitung:

Sag mir, wo die Fasser sind

Gelbe Fasser aus Alkem

Mit 66 Rem, da fängt das Strahlen an

Was wollen wir spalten, 7 Tage lang

Das kleine Kraftwerk in unserer Straße

Hoch auf dem gelben Transnukleartanker sitz ich beim Töpfer vorn

Zum Schluß große Schmiergeldpolonaise unter dem Motto:

Jetzt geht es los mit ganz rauen Sitten, der Töpfer ~~faßt~~ dem Wallmann von hinten an die Fasser...

